Digitized by Google

257 a 20,
~~258 ii 26~~

1890.
REP. G. 4599
~~IR 20 A. 1~~

Digitized by Google

Digitized by Google

Unter der Linde.

Digitized by Google

N. Heimburg: Bemerkungen von
Carmen Bertha Lehrens,
geboren a. 1860 zu Niederlössnitz
bei Dresden

LIBRARY OF THE TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
20 APR. 1932
OF OXFORD

Digitized by Google

Unter der Linde.

Sieben Novellen

von

W. Heimburg.

Inhalt:

Am Abgrund. — Unsere Hausglocke. — Unser Männe. — Jascha. — In der Webergasse. — Großmütterchen. — Aus meinen vier Pfählen.

Leipzig.
Verlag von Ernst Keil's Nachfolger.

Digitized by Google

Nachdruck verboten. — Ueberſetzungsrecht vorbehalten.

Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.

Digitized by Google

Auf dem Hügel, dem Heimathsſtädtchen nah —
— Eine Linde verbreitet Schatten da —
Steht immer noch die Bank von Stein,
Wo als Kinder wir ſpielten im Abendſchein.
Dort ſaß ich wieder nach langer Zeit,
Und habe mich traurig der Heimath gefreut,
Und ſchaute hinab in der Gaſſen Gewirr;
Sie kreuzen noch immer ſich eng und irr.
Ich kenne ſo manches Giebeldach,
Darunter ſo manches traute Gemach,
Ich kenne die Erker, das alte Thor
Und die Menſchen kannt' ich, die dort zuvor
Ihr Leben gelebt, in Glück und Leid;
Sie ſtarben, derweil ich draußen weit.
Und Andere dort leben, wie ſie einſt gethan
Und ſchauen ſo fremd und kalt mich an;
Kein Einziger kennt mich! Was weile ich noch?
Da rauſcht's durch die Aeſte: „O bleibe doch
„Und laß Dir berichten heimlich und traut,
„Was hier ich, ein ſtiller Wächter, geſchaut

Digitized by Google

„In Lenzesbrauſen und Winterſruh;
„Sie kamen, als noch die Kinderſchuh
„Die Menſchen getragen, die Du geliebt,
„Und haben hier fröhliches Spiel geübt.
„Sie kamen beim Mondſchein, die Du vermißt
„Und haben den Kuß der Liebe geküßt,
„Sie kamen in Wind und Wetternacht
„Mit Sorgen im Herzen und gramverwacht;
„Sie kamen, die Greiſin und der Greis,
„Und haben Abſchied genommen leis,
„Und wenn ſich der Bug zum Kirchhof bewegt,
„Hab' grüßend ich noch meine Zweige geregt."

Lang blieb ich dort oben am Lindenbaum
Und hörte ſein Rauſchen im wachen Traum!
Oft kehrte ich wieder und trug ſie mit fort
Die ſtillen Geſchichten im ſchlichten Wort.

Am Abgrund.

Digitized by Google

Wir ſaßen wie allabendlich im Gaſtzimmer zur „Goldenen Sonne“ in dem kleinen Honoratioren-Stüblein am Stammtiſche, aber die rechte Stimmung wollte uns nicht kommen. Wir waren ſoeben von einem Begräbniſſe zurückgekehrt; in unſeren Ohren mochte noch immer der dumpfe Fall der Erdſchollen nachtönen, die auf den Sarg hernieder gerollt, in welchen ſich ein junges Menſchenkind gelegt, freiwillig gelegt, als ſei es geflüchtet aus dieſem Leben mit all ſeinen tauſendfältigen Variationen von Kummer und Herzeleid. Er war ein guter Freund von uns geweſen, hatte bis vor wenig Tagen hier am Tiſche mit uns geſeſſen und Niemand hatte ihm den grauſen Entſchluß von der Stirn geleſen. Vor wenigen Wochen erſt war er ein Verlöbniß eingegangen mit einem braven wohlhabenden Mädchen aus hieſiger Stadt, er, der Sohn nicht unbemittelter Eltern; — was konnte ihm, dem in anſcheinend ſo geordneten, glücklichen Verhältniſſen lebenden Menſchen, die Waffe in die Hand gedrückt haben? Man verläßt doch am Ende ſeinen Poſten nicht ohne zwingende Gründe!

Schon oft in diesen Tagen war jene Frage aufgeworfen worden, und keiner hatte sie zu beantworten gewußt. Auch jetzt fand man die Lösung nicht.

Wir waren alle noch jung; der Aelteste von uns mochte vielleicht dreißig Jahre zählen, er war Arzt; zwei andere bekleideten Lehrerstellen am fürstlichen Gymnasium. Ich, der Jüngste unter ihnen, lebte erst seit einem Jahre in dem thüringischen Städtchen, wo ich als Techniker die Bahnbauten zu leiten hatte.

„Haben die Herren noch nie gehört, daß Jemand in den ordentlichsten, respektabelsten Verhältnissen zu Grunde gehen kann?“ fragte plötzlich eine leise Stimme. Ein alter Herr, der regelmäßig am Nebentische seinen Platz einnahm, hatte sich erhoben und legte seine Hand auf die Schulter des Arztes, der ihm zunächst saß.

Uns war er fast ganz fremd, der alte einsame Mann, obgleich er täglich in demselben Zimmer zur „Sonne“ neben uns seinen Schoppen trank. Ich kannte ihn unter dem Namen Doktor Johann Rüdiger und wußte, daß er in der Zimmergasse ganz allein ein stattliches Haus bewohne, dessen Garten an den fürstlichen Schloßpark stieß und als ein kleines Wunderwerk geschmackvollster Anlage gerühmt wurde. Im Uebrigen galt er für einen Sonderling; er sprach selten, pflegte gar keines Umganges und der Verkehr hatte sich bis jetzt nur auf einen achtungsvollen Gruß von unserer Seite beschränkt, welcher von ihm mit der for-

mellen altmodiſchen Höflichkeit einer längſt vergangenen Zeit erwidert wurde.

Man ſagte ihm nach, er beſitze werthvolle Sammlungen und ſei ein grundgelehrter Kauz — das Volk nannte ihn „überſtudirt“. Er war ein Arnſteiner Kind, hatte aber lange Zeit im Auslande gelebt; mehr wußten wir nicht von ihm, die wir Fremdlinge in dieſem Lande waren.

Heute Nachmittag nun war er dicht hinter dem Sarge hergeſchritten, juſt als wollte er die Stelle des Geiſtlichen vertreten, der dem Selbſtmörder ſeine Begleitung verſagte, und er hatte es auch gewiſſermaßen gethan; denn nachdem ein dem Verſtorbenen nahe ſtehender Herr ein paar bewegte Worte geſprochen, war er an die Gruft getreten und hatte mit lauter Stimme ein „Vaterunſer“ gebetet, wobei er abſonderlich betonte: „Und vergieb uns unſere Schuld, wie wir vergeben unſeren Schuldigern.“

Wir wußten, er hatte den Verſtorbenen nicht näher gekannt; um ſo mehr gewann er unſere Sympathie, und Einer nach dem Andern waren wir hinzugetreten, um ihm die Hand zu drücken.

Jetzt ſtand er plötzlich vor uns, und aus ſeinem blaſſen, anziehenden Geſichte ſahen die noch jugendlich klaren Augen ſtill fragend zu uns herüber.

„Verzeihung, meine Herren; mich intereſſirt der Heimgegangene mehr, als Sie vielleicht ahnen.“

Der Arzt hatte einen Stuhl herbeigezogen und

das Seidel des alten Herrn auf unsern Tisch gestellt. Nun saß er zwischen uns, als wäre es nie anders gewesen.

„Ich meine, daß Kränklichkeit ihn in den Tod getrieben," sagte Doktor Werner, einer der Lehrer.

„Unsinn!" erwiderte der Arzt. Ein gesunder Kräutlein ist nirgends gewachsen. Nein, diesmal hat Ihre Pathognomik in's Blaue geschossen — er war kerngesund."

Der alte Herr nickte mit dem Kopfe. „Kerngesund!" wiederholte er halblaut.

„Wer weiß, was da faul war im Staate Dänemark?" meinte der Kollege vom Gymnasium. „In solchen Geschäften hängt's oft an einem Haar, besonders bei den jetzigen bewegten Zeiten; hat sich doch schon mancher vor einem Bankerott — —." Er machte einen Griff nach der Kehle.

„Ei behüte!" widersprach der Arzt. „Das Geschäft steht bombenfest! Und jetzt, wo er mit der Verheirathung ein kolossales Vermögen hereingekriegt hätte — — Nein, wissen Sie, meine Herren," und er sprach leiser, „er war ein kleiner Schwerenöther, hatte irgendwo hier herum eine etwas ernste Liebschaft und — das Frauenzimmer wird Lärm geschlagen haben, als er sich anderweit verlobte — so habe ich wenigstens gehört!"

„Meine Herren!" Die Stimme des alten Mannes unterbrach das Gespräch ziemlich hastig; „was es auch

geweſen iſt, das den Beklagenswerthen zu jenem Schritte trieb — urtheilen wir milde, laſſen wir den Schleier darüber! Es müſſen nicht immer die beiden großen Triebräder der Menſchennatur ſein, die einen verzweifelten Entſchluß zur Ausführung bringen, — ich meine, man kann auch durch andere Urſachen als Hunger oder Liebe ſo weit kommen, es für vortheilhafter zu halten, die Erde mit dem unbekannten Jenſeits zu vertauſchen."

Die Zeit war über dem Geplauder dahingegangen. Meine Freunde wurden daheim erwartet, zwei von ihnen hatten Weib und Kind; den Arzt trieb es zu ſeinen Kranken. Ich ſaß plötzlich allein mit Herrn Johann Rüdiger in dem dämmernden Gaſtzimmer; nun erhob er ſich.

„Ich komme mit, wenn Sie es geſtatten," ſagte ich und nahm den Hut vom Pflocke. Und ſo ſchritten wir ſtumm nebeneinander her den ſchlecht gepflaſterten Markt entlang, vorüber an dem rauſchenden Brunnen, der von lärmenden Kindern umſpielt wurde, in eine ſtille Straße, an deren Ende finſter und ſchweigend das fürſtliche Schloß ausgebreitet lag. Es war ein Mai-Abend, noch im Anfange des Monats, und die fürſtlichen Gärten ſandten einen Strom von Duft zu uns herüber; eine Wonne, ihn einzuathmen. Ich nahm mir vor, noch einen Gang durch den menſchenleeren Park zu thun, um die Nachtigallen ſchlagen zu hören; denn ich befand mich juſt in der Stimmung heute, und

zudem — die ſtets einſamen Gärten mit den herrlichen Bäumen waren immer meine Freude geweſen.

Ich glaube, ich ſagte etwas dergleichen zu meinem Begleiter, der ſtill neben mir her wanderte, das Haupt geſenkt, als zähle er die Steine des Pflaſters. Er ſah mich an und blieb ſtehen.

„Wenn Ihnen, mein Herr, etwas an dem Dufte des Flieders liegt, ſo machen Sie mir die Freude, in meinen Garten zu treten," ſagte er mit gewinnender Freundlichkeit; „noch zwei Schritte und wir ſtehen vor meinem Hauſe. — Sie ſtören mich nicht, nein, wirklich nicht!" redete er mir zu, als er ſah, daß ich eine höfliche Einwendung machen wollte. Und in weiteren zwei Minuten war ich der unerwarteten Einladung wirklich gefolgt und durchſchritt an der Seite des alten Mannes einen mächtigen Flur, der das ganze Haus durchmaß, ging mit ihm über einen von Nußbäumen beſchatteten Hof und ſtand bald in dem vielbeſprochenen Garten, der mir in der That einen Ausruf der Bewunderung entlockte, obgleich die leichte Dämmerung bereits einen Theil ſeiner Schönheit verhüllte.

Es giebt Gärten, ſo traulich, ſo heimlich, ſo voller Poeſie, voll echter deutſcher Poeſie, daß man kein Herz haben müßte, wenn man nicht der Lieder gedächte, die das Volk ſingt von ſeinem Lindenbaume, oder von einer dunklen Laube, darinnen es flüſtert — Gärten, in denen man träumt von Freude, von Weltabgeſchloſſenheit und ſtillem Glück, und ein ſolcher Garten

lag vor mir. Da rauſchten im Hintergrunde uralte Linden und beugten flüſternd ihre Zweige zu den fürſtlichen Nachbarn hinüber, die jenſeit der hohen, epheuüberſponnenen Mauer ſtanden; Kaſtanien erweckten die Erinnerung an die Kinderſpiele im Garten des Vaterhauſes, rings umher blühten Flieder und Jasmin und hauchten ihre Düfte mir entgegen, und in edler unvergänglicher Schöne hob ſich blendend weiß eine marmorne Pallas Athene von der dunklen Taxuswand, und über alle dieſem lag der Maienzauber.

„Wie glücklich müſſen Sie hier ſein!“ ſagte ich und folgte dem alten Herrn auf die Terraſſe am Hauſe. Er nahm den Hut ab, und ein ſtilles Leuchten innerer Befriedigung glitt über ſein Geſicht.

„Empfinden Sie es ſchon, daß Einſamkeit Glück iſt?“ fragte er; „es iſt ein wenig zeitig, will mich bedünken.“ Er lächelte dabei und klopfte mich auf die Schulter. „Nun wollen wir aber den Mai-Abend feiern. Bücken Sie ſich einmal, mein junger Freund — dort rechts nach der Vertiefung unter dem Fenſter — ſo iſt's richtig, greifen Sie nur zu. Er iſt immer kühl da,“ fuhr er fort, als ich zu meiner Verwunderung eine ſchlanke Rheinweinflaſche erfaßt hatte, „immer die richtige Temperatur, und man braucht nicht erſt in den Keller zu ſteigen; die Steinplatte hält gut friſch. Und hier“ — er langte, ſich auf dem Stuhle wendend, nach der Fenſterbank, wo umgeſtürzt zwei alte grüne Römer ſtanden, und ſetzte ſie auf den

Gartentisch — „sind die Gläser. Es wird gut thun, ist doch jetzt die duftige Maiweinzeit, die Scheffel so wunderbar in seinen durstigen Liedern besingt."

Und nachdem er die Gläser gefüllt, stieß er mit mir an. „Dem Todten, den wir heute begruben," sagte er, „möge ihm die Erde leicht sein!" Und langsam und andächtig trank er das Glas leer; dann blickte er starr in den Garten hinaus, lange Zeit ohne zu sprechen.

„Sehen Sie," begann er endlich, „da wird nun kein Mund im Städtchen sein, der nicht irgend eine Vermuthung ausspricht, warum dieser Mann aus der Welt gegangen. Es wird viel Blödsinniges behauptet, viel Schimpfliches erfunden werden, das den Armen noch unter seinem stillen Hügel empören könnte, wenn ihm nicht Menschenwitz und Menschenwort zu wesenlos erscheinen müßten jetzt, und wenn anders er es noch erfährt, was man auf dieser Welt von ihm sagt. Aber mich empört es, dieses Fragen, Flüstern, Zweifeln, — und deshalb trat ich heute an seine Gruft. Der Mann hat schwer gekämpft, dachte ich, — nein, ich weiß es sogar, obgleich ich ihn nicht näher gekannt, in keinerlei Beziehung zu ihm gestanden habe. Sie, Herr Baumeister, waren ja sein Freund." Er zögerte einen Augenblick. „Ist Ihnen nie eine Ahnung gekommen, warum er —?"

„Nein!" gab ich rasch zurück, einen Augenblick durch den Gedanken verletzt, daß der alte Herr mich

vielleicht zu dem Zwecke eingeladen habe, mich auszufragen; „er lebte, wie ich bereits bemerkte, in geordneten, sogar recht guten Verhältnissen — es ist mir ein Räthsel —“ schloß ich dann.

„In geordneten Verhältnissen!“ wiederholte er leise. „Ja, Sie sagten es schon; — aber darf ich Ihnen einmal meine Behauptung von vorhin illustriren und somit beweisen, daß man auch in den sogenannten ‚geordnetsten Verhältnissen‘ so weit — nun ja, so weit — kommen kann? Denn daß im letzten Augenblicke noch ein rettender Zufall — das ist ja Nebensache.“

Ich bot ihm schweigend die Hand, und er begann, sich in den Sessel zurücklehnend:

„Droben auf dem Obermarkte unseres Städtchens, dem Rathhause vis-à-vis und just neben der Löwenapotheke, liegt der Schauplatz meiner Geschichte. Seit langen Jahren ist in dem stattlichen Hause ein sogenanntes Schnittwaarengeschäft betrieben worden; die ‚Goldene Elle‘ heißt es noch heute und es mag auch, mit Ausnahme des modernen größeren Ladens und der entsprechenden Spiegelscheiben, noch genau so aussehen, wie vor nahezu hundert Jahren, da einer meiner Vorfahren seinen Kram darinnen aufgethan.

Dort wurde ich geboren, so um die Weihnachtszeit des Jahres 1815. Zwei Kinder hatten schon vor mir das Licht der Welt erblickt, der Bruder Friedrich und meine Schwester Emilie. Die Mutter hat mir

ſpäter einmal erzählt, ich ſei ihr recht unpaß gekommen, denn gerade in der Weihnachtszeit ſei ſie ſo nöthig geweſen drunten im Geſchäfte, und ſie habe mit einer ſolchen Unruhe da oben neben meiner Wiege gelegen, daß ſie ſich gar nicht ſo recht über das kleine ſchreiende Hinderniß habe freuen können.

Nun, und mit dieſen Worten war das Motto gegeben für unſer gegenſeitiges Verhältniß — ſie hat ſich nie ſo recht über mich freuen können.

Sie war eine energiſche, immer thätige Frau, die, wie man ſo ſagt, die ganze Wirthſchaft gründlich unter der Fuchtel hielt, den Vater nicht ausgenommen. Er hatte ſie ſich aus Erfurt heimgeholt, und zwar gegen den Willen ſeiner Familie, denn ſie war eines preußiſchen Feldwebels Tochter, und ſchwer mußte ſie ſich ihr Terrain in unſerer ſtolzen Sippe, zu welcher der Bürgermeiſter und zwei Rathsherren gehörten, erſt erkämpfen. Aber ſie war eine Soldatentochter, in ſchwerer Zeit herangewachſen, und es dauerte nicht gar zu lange, da hatte man der reſoluten, tüchtigen, allzeit geſprächigen Frau den ihr gebührenden Platz eingeräumt und ſie ſaß ſo feſt und mit einer ſo ſtattlichen Würde darauf, wie nur eine Honoratiorentochter unſerer Stadt es gethan haben könnte.

Unter ihrer Leitung bekam das Geſchäft einen großen Aufſchwung; ſie ſorgte, daß modiſche Sachen auf Lager waren, daß nur ſtreng reelle Waare verkauft wurde, und ſie hatte eine Art mit den Kunden

umzugehen, daß den Leuten das Herz im Leibe lachte, und Jeder von ihr bedient ſein wollte. Wie ſie ſo daſtand, hinter dem Ladentiſche, den Stoff zu ſchönen Falten gerafft in der hochgehaltenen Linken, mit der rechten Hand an dem Gewebe herunter ſtreichend, darüber ihr rundliches, ſtets heiteres Geſicht mit den blitzenden dunklen Augen — ſo ſehe ich ſie noch und höre noch immer die bekannten Redensarten, die ſie von Preußen mit herübergebracht hatte: ‚Wie geht's, Frau Meier? Papa mobil? Kinder mobil? Alles mobil?‘ Womit ſie ſagen wollte, ob die Familie geſund ſei?

Auch eine andere Redensart hatte ſie, die mich manche Thräne gekoſtet und manch heimliches Fäuſteballen veranlaßte. ‚Es iſt kein' Schneid darin,‘ ſagte ſie, wenn ihr eine Sache nicht gefiel; ach, und wie oft hat ſie es von mir geſagt! — Meine Mutter! Aber gut war ſie doch, ſie verſtand es nur nicht anders, und der ſonderbar ſtille, immer verträumte kleine Geſell mußte ihr wie ein recht unnützes Etwas in der Welt erſcheinen. Beſonders neben dem Fritz; der war ein Bengel, ſo roth und weiß, mit den blitzenden Augen der Mutter und dem dunklen Kraushaare, und ſo voll des übermüthigſten Lebens, daß es ſich nicht zu laſſen wußte in Seele und Leib und im unbändigſten Gebahren nach außen trieb. ‚Da iſt Schneid drin!‘ ſagte die Mutter zum Vater, wenn ſie den Buben nach Herzensluſt abgeprügelt hatte für irgend einen dummen Streich, und ihre Augen lachten vor Seligkeit.

Jungen und Prügel gehören zuſammen, denn wenn ſo ein Bub nicht im Stande iſt, ſich eine Tracht Schläge zu verdienen, iſt er ein Waſchlappen und bleibt es — ſo war ihre Meinung; und ich — ich verdiente keine Prügel, abſolut nicht; man konnte doch unmöglich den Jungen dafür ſtrafen, daß er ſo mäuschenſtill mit ſeinem Spielzeug einherſaß oder, was ihm das Allerliebſte, auf den Stufen der Hausthüre über ſeinem Bilderbuch träumte, nur dann und wann einmal einen fremden Blick thuend in die lärmende Schaar, die unter Anführung des Bruders im lauteſten Gejohle um den ſteinernen immer ſprudelnden Brunnen und über den Marktplatz ſtürmte, wenn ſie, wie üblich, Franzoſen ſpielten oder Räuber und Gensdarm.

In der Schule hielten wir uns aber tapferlich neben einander, der Fritz und ich, obgleich ich drei Jahre jünger war. Eines Abends, als wir nach geſchloſſenem Geſchäft in der Ladenſtube ſaßen, an dem runden Tiſch mit unſeren Schulaufgaben beſchäftigt, ſagte der Vater, der ſchweigend und nachdenklich ſeine Pfeife geraucht: ‚So wird's am beſten, Karoline; der Friedrich wird ein Kaufmann unſerer Branche, und der Hans mag ſtudiren.‘

‚Ich meine, das Geſchäft nährt zwei‘, erwiderte die Mutter, ihm einen ärgerlichen Blick zuwerfend.

‚Hat vorläufig noch keine Eile, Lienchen!‘ Und der Vater im geblümten Zitzſchlafrock, mit dem langen Weichſelrohr im Munde und dem geſtickten Haus-

käppchen auf dem Kopfe, ſchlug freundlich die Mutter auf die Schulter und ging in die ‚Sonne‘ zum Abendbier, juſt in das Stüblein, wo wir heute geſeſſen. Auf der Mutter Geſicht aber wechſelte Röthe und Bläſſe, es mußte ſie mächtig erregt haben.

‚Kommt einmal her, ihr Jungen!‘ rief ſie. Und als wir vor ihr ſtanden, da zog ſie uns nahe heran und hielt jeden von uns mit einem Arme umfaßt, nur daß der Friedrich auf der Herzensſeite ſtand.

‚Sagt einmal an, was wollt ihr werden? Du zuerſt, Friedrich!‘

Der Fritz wiegte den Lockenkopf, ſah zu den Balken empor, um den Augen der Mutter auszuweichen, ſchlug mit den Hacken aus wie ein übermüthiges Füllen und that, als ob er ſich ſehr beſinnen müſſe. Endlich erklärte er: ‚Wenn es ſo Räuber geben thäte wie der Rinaldini, am liebſten dann ein ſolcher; wenn aber das nicht — na, dann Soldat, um die Franzoſen über den ‚Kopp‘ zu hauen.‘

‚Dummer Junge!‘ rief meine Mutter und gab ihm eine Ohrfeige, ‚meinſt Du, der Menſch iſt nur in der Welt, um zu raufen?‘ Aber ihre Augen ſahen dennoch mit leidenſchaftlich zärtlichem Ausdruck in ſein blühendes Geſicht.

‚Na, dann meinetwegen Ellenritter,‘ gab er zu.

‚Ich werde gleich die Elle auf Deinem Rücken tanzen laſſen, Du nichtsnutziger Spottvogel!‘ Und ſie ſtrich ihm mit der Hand die Haare aus der Stirn und

gab ihm einen Kuß. 's iſt ein guter Stand und ein nobler Stand,' fuhr ſie lobend fort; ‚ein Soldat iſt ein Unding im Frieden, und der Napoleon iſt todt, — kann lange dauern, bis der zweite kommt. Und nun Du, Hans?' Sie wandte mir ihr ernſt gewordenes Antlitz zu; ‚ſieh, nun ſag 'mal was recht Geſcheidtes!'

Mein Herz war zum Ueberlaufen voll und pochte in raſchen Schlägen. Unwillkürlich faltete ich die Hände ineinander; wie in purpurrothem Nebel ſah ich nur noch das ernſte Frauengeſicht vor mir. Ich wollte eine Bitte ſtammeln, eine Bitte, die mein ganzes Sein erfüllte, aber ich brachte nur ſtockend und leiſe die Worte heraus: ‚Magiſter Schröder —'

Ein ſchallendes Gelächter der beiden Geſchwiſter tönte mir in die Ohren, und die ſchreiende Stimme des Bruders hob an:

‚Schnipp, ſchnapp, Magiſterlein
Hat zwei Stelzen ſtatt der Bein;
Magiſter, zieh die Strümpfe ſtramm,
Weil wir heute Wäſche han.'

Die Mutter aber hatte mich mit einem Ruck losgelaſſen, war aufgeſtanden und kehrte mit der Elle aus dem Laden zurück, die ſie uns Kindern drohend wies. ‚Ruhe,' gebot ſie, ‚oder —' und ſie ſetzte ſich wieder und zog mich noch näher zu ſich.

‚Alſo ein Tagedieb möchteſt Du werden, Hans?' fragte ſie. Seltſam unheimlich klang mir ihre Stimme.

‚Ein Menſch, der ſich den Kopf mit lauter gelehrtem Kram vollſtopft, der Keinem auf der Welt etwas nützt! So ein armes, überſtudirtes Geſpenſt zu ſein, ſcheint dir begehrenswerth?‘ — Und da ich ſchwieg, fuhr ſie fort: ‚Statt friſcher, gedeihlicher Arbeit — das Brüten über ſtaubigen Büchern in dumpfer Stube; ſtatt eines geſunden Körpers — abgemagerte Glieder! Bengel, woher haſt Du die unglückliche Idee? Aber, nicht wahr, ’s iſt nicht Dein Ernſt?‘ ſchmeichelte ſie, ‚Du haſt Dein Mütterchen foppen wollen, wie es der Fritz gethan mit den Räubern?‘

Ich ſchüttelte den Kopf und ſah ſie an, und die Thränen liefen mir über die Wangen.

‚Ich hatt’ immer gemeint — da draußen über der Hausthür — ſollte einmal ſtehen: ‚Gebrüder Rüdiger‘,‘ flüſterte ſie vor ſich hin.

‚Plärre nicht, Junge!‘ fuhr ſie mich dann plötzlich an und ſtieß mich zurück; ‚hätt’ ich Dir die Elle zur rechten Zeit zu koſten gegeben, wahrſcheinlich hätteſt Du mehr Schneid in Dir. Vorwärts, geht zu Bette; das Weitere wird ſich finden!‘ Und marſch, mußten wir hinaus.

Wir gingen, und ich warf mich auf mein Lager; der Kopf brannte mir vor tauſend Gedanken, und die Sehnſucht wollte ſchier überhand nehmen nach — ja, ich konnte kaum Namen dafür finden.

Wie ich auf den ‚Magiſter‘ gekommen? Ach, das iſt ja das beglückendſte Geheimniß meiner Kinderzeit!

Er war eines Tages in den Laden getreten und hatte in seiner gewöhnlichen, freundlichen Art ein Stück des feinsten Tuches zu einem damals modischen Frack gekauft, und ich hatte das Packet eine halbe Stunde später nach der Zimmergasse in sein Haus tragen müssen.

Der Magister war ein alter Herr dazumal schon; er vertrat die Stelle eines Vorlesers bei der Fürstin Anna Katharine, die zu jener Zeit ein freudenloses, einsames Wittwenleben im Schlosse drüben führte. Eine hochgebildete Frau, mit dem geistreichen Hofe zu Weimar stets nahe liirt gewesen und Freundin Goethes, hatte sie ein fast schwärmerisches Interesse für Literatur und Kunst, einen starken Hang zur Philosophie, und ihr treuer Führer bei diesen Streifzügen auf das Gebiet des Schönen und Erhabenen war der Magister Schröder. Aeußerlich spielte er eine wunderliche Figur; er war mit seiner Toilette noch halb in dem verwichenen Jahrhundert verblieben, denn seine dürren Beine steckte er noch immer in schwarzseidene Strümpfe und Schnallenschuhe, während sein Obertheil den unkleidsamen Frack mit den hochgepolsterten Aermeln und blanken Knöpfen der neuesten Mode acceptirt hatte. Weil dies nun gar komisch zusammenpaßte und weil die schwarzseidenen Strümpfe in allerlei traurigen Falten herabhingen, so fehlte es nicht an mancherlei Neckereien. Mein Ideal aber war und blieb er; was kümmerten mich die bespotteten Strümpfe? Ich sah nur das feine, blasse

Antlitz und jene zwei großen, nachdenklichen Augen, aus denen seine schöne Seele sprach. Er ist mein Wohlthäter geworden, denn ohne ihn —" Der Erzähler stockte plötzlich. „Doch ich wollte ja berichten, wie ich seine Bekanntschaft machte.

Ich war mit meinem Packet bei glühender Sommerhitze durch die Straßen getrabt und in das kühle Haus des Magisters getreten; ein prächtiger weißer Pudel war mir da entgegengekommen, sonst Niemand. Ich ging durch den Hausflur, über den Hof und, da ich Stimmen hörte, auch weiter in den Garten, von wo sie mir entgegenschallten. Dort, an der Hofthür, steht eine kleine Steinbank — sehen Sie, es ist dieselbe noch unter dem nämlichen Hollunderbaum — weiter kam ich nicht, denn durch die Büsche erkannte ich in ihrem Fahrstuhl die Fürstin, und eine zweite Dame als ihr junges Hoffräulein, Baronesse von Rettberg, die unter dem Namen ‚die schöne Rosa' im ganzen Städtchen bekannt war. Den Magister sah ich nicht, aber ich hörte ihn bald — er las.

Mein Lebtag werde ich nicht vergessen, welch eine Fülle von Licht und Wonne in das dürstende Kinderherz fiel, wie Musik umschmeichelte es mich; ach, so etwas hatte ich nimmer geahnt. Meine Mutter hielt wohl nie in ihrem Leben ein Buch in der Hand, außer Bibel, Gesangbuch und Kalender; mein Vater las das Wochenblatt und eine größere Provinzialzeitung, das war schon ungeheuer viel. Wir Kinder lernten auch

in der Schule Gedichte herſagen, aber es waren meiſt Kirchenlieder oder lehrreiche Parabeln aus dem Kinderfreund, und es hatte ſich noch nie etwas gerührt in mir, wenn ich lernte: ‚Ein Knabe aß wie viele Knaben die Datteln für ſein Leben gern.‘ Aber jetzt —

‚Es ſtand in alten Zeiten, ein Schloß ſo hoch und hehr,
Weit glänzt' es über die Lande, bis an das blaue Meer —‘

das war kein Sprechen mehr, das war wirklich Muſik.

Ich weiß nicht, wie lange ich dort geſeſſen, nachdem er geendet; der Fürſtin Rollſtuhl war längſt mit leiſem Knirſchen durch den Garten geſchoben und in dem Pförtchen der Mauer verſchwunden, leichte Dämmerung war herniedergeſunken, ich ſaß noch immer da, bis der Magiſter mich verwundert fragte, was ich wolle, und, kinderfreundlich wie er war, ſich mit mir in ein Geſpräch einließ.

Zugehört hätte ich, geſtand ich endlich, und es ſei ſo ſchön geweſen!

Da ich ging, ſchieden wir als Freunde, und Uhland iſt immer mein Lieblingsdichter geblieben.

Was Wunder, wenn ich an gar nichts weiter dachte und daß des Magiſters Name über meine ſtammelnden Lippen kam in jenem Augenblicke. Dieſer Vorgang, die Frage der Mutter und meine Antwort, hatte dennoch Folgen für mich. Nach einer Familienberathung, in der mein Pathe, der Bürgermeiſter, den Vorſitz führte, wurde kurz nach jener Zeit beſchloſſen,

daß ich ſtudiren ſolle. Meine Mutter eröffnete mir dies, aber wohlweislich erſt nachdem der Jahrmarkt vorüber, während deſſen wir Brüder tüchtig im Laden helfen mußten. Vielleicht bin ich noch zerſtreuter als ſonſt geweſen, denn wenn eine Bauerfrau einen rothen wollenen Unterrock begehrte, ſo dachte ich beim Anblick des Purpurs an den ‚furchtbar prächtigen‘ König, und bei dem ſanften Himmelblau, das die junge Küſters-frau zu einem Pathenkleidchen verlangte, an die muth-maßliche Farbe des Gewandes der ſchönen Königin, die ſo ſüß und mild geweſen, ‚als blicke der Voll-mond drein‘.

Ich war entſchieden noch ſchlechter im Geſchäfte zu gebrauchen, als gewöhnlich, aber ich bekam weder Schelte noch Ermahnung.

Zwei Tage ſpäter war der feierliche Moment, wo mir geſagt wurde, daß ich von Oſtern ab das Gym-naſium beſuchen werde, um, meinem Wunſche gemäß, zu ſtudiren. Glauben Sie mir, mein junger Freund, das war der ſeligſte Tag meines Lebens!

Wie ich den Herrn Pathen gegen Abend im be-dächtigen Schritt über den Markt kommen ſah, wie meine Mutter ihn in das Putzzimmer führte, das im erſten Stock des Hauſes ſich befand, wie der Vater den Fritz rief und ihn hinter den Ladentiſch ſtellte mit dem Befehl, daß man ihn nur rufen ſolle, wenn etwas ganz Wichtiges verlangt werde; wie dunkle Gewitter-wolken über den Schönauer Bergen aufſtiegen und die

goldnen Kreuze der Marienkirche ſo blinkend von dem blauſchwarzen Hintergrund ſich abhoben — das hörte, ſah und fühlte ich Alles dort oben auf unſerer Giebelſtube, in welcher der Fritz und ich hauſten. Ich ſtand am Fenſter, und mein Herz klopfte ſchwer und bang, ich weiß nicht, ob es die drückende Schwüle draußen machte oder die Erwartung von dem, was da kommen ſollte.

Der Vater rief mich endlich in das Gemach, und dort ſtand ich eine Weile ſtumm an der Thür, bis die fette Stimme des Oheims nach mehrmaligem Räuſpern alſo ſprach:

‚Nun, Hans, mein Sohn, ſo laß Dich denn an die Krippe der Weisheit führen und verdirb Dir den Magen nicht mit dem Mengefutter der griechiſchen und lateiniſchen Gelehrtheit, möge ſie Dir im Gegentheil wohl bekommen!‘

Er lachte über ſeinen Spruch, daß ihm das Bäuchlein wackelte, und trank ſein Glas Franzwein aus. Der Vater aber nahm mich bei der Hand, ſtrich mir über das Haar und ſagte: ‚Bedank' Dich beim Pathen, er hat Dir das Wort geredet gegen die Mutter; wär's nach ihr gegangen, ſo —‘

Die Mutter ſchwieg; ſie ſah mich bekümmert an, als ſei ich ein ſchier verloren Schäflein. ‚So ein dummer Junge!‘ ſprach ſie endlich.

Als ich dem Herrn Bürgermeiſter die Hand gegeben und dann zu ihr trat, ſetzte ſie hinzu: ‚Hoffent-

lich gereut's Dich nie, Hans. Nun kannſt Du laufen!' Und ich lief; im Hauſe hätt's mich nimmer gelitten.

Menſchenleer waren die Gaſſen, ſchwer und dumpf die Luft; ich eilte, als gelte es noch vor dem Unwetter das ſchützende Dach zu erreichen. In ſtürmiſcher Haſt drückte ich die Thür zu des Magiſters Hauſe auf, juſt als der erſte falbe Blitz vom Himmel herniederzuckte, und athemlos ſtand ich vor ihm, der, aus dem Garten kommend, eben durch den Hausflur ſchritt und mich nun lächelnd und verwundert betrachtete.

Er mußte mir drinnen im Zimmer alles abfragen — erzählen, berichten konnte ich nicht. Er ſaß mir gegenüber im tiefen Lehnſeſſel an dem mit Büchern und Papieren bedeckten Tiſch, der Himmel draußen war ſo finſter, daß ſein mildes blaſſes Antlitz das einzig Lichte in dem dämmerigen Gemach erſchien, und er ſprach. Er ſprach von der Wiſſenſchaft, wie ſie den Menſchen veredle und erhebe, er ſprach von den Wundern, die mir nun erſchloſſen werden ſollten, ‚von allem Süßen, was Menſchenbruſt durchbebt', er ſprach ‚von allem Hohen, was Menſchenherz erhebt!' Und draußen rauſchte der Regen zur Erde und durch die offene Thür quoll ein wundervolles Duften in das Gemach. Nie, niemals werde ich das vergeſſen! Ich hatte an ſeiner Hand den erſten zaghaften Schritt in das Land meiner Sehnſucht gethan.

Er ſtrich mir lächelnd über die Wange, als er ſich endlich erhob, und ſagte, daß ihn die Fürſtin er-

warte; und er ging zu einem der hohen Schränke und drückte mir dann ein kleines Buch in die Hand. Eine Perle nannte er es, unter dem, was Menschengeist erschaffen, ein Werk, das ich jetzt freilich noch nicht verstehe, und an ihn solle ich denken, wenn ich dereinst mich in dieses Meer von Schönheit versenkte.

Und ich ging, das Buch in der Hand. Unter dem letzten tröpfelnden Regen wanderte ich durch die Lindenalleen, die unser Städtchen umschließen; mir war zu Muthe wie trunken. Vor dem Gymnasium blieb ich stehen und schaute zu den alten grauen Mauern hinauf in schweigender Andacht, und Homers Odyssee hielt ich fest an mein klopfendes Herz gedrückt.

Und die Kindheit verging unter eifrigem Lernen und dem Streben, das Versäumte nachzuholen, und das Jünglingsalter brach an. Alltäglich verlebte ich glückliche Stunden in diesem Hause, noch heute gedenke ich mit Freuden ihrer, dort drinnen, im behaglichen Zimmer, wo wir den Olymp mit all seinen Göttern und das ganze klassische Griechenland um uns zu versammeln pflegten. Ich höre noch die milde Stimme des alten Mannes, mit der er jene wunderbare Sprache redete — ich sehe seine blauen leuchtenden Augen und ich sehe sein mildes Lächeln, mit welchem er meine Verse überlas, die ersten, die ich gedichtet und die ich ihm verstohlen auf den Arbeitstisch gelegt hatte.

„Hans, mein Sohn, was weißt Du von solchen Dingen, was weißt Du von Frauenschönheit?

‚Nicht der Grazien Reiz, nicht Eros' ſtrahlender Schönheit,
Nein! -- Die Palme gebührt Roſa, der Herrlichen, nur!'

Hans, mein Sohn, ſoll ich das dem Fräulein von Rettberg vorleſen?'

Ja, die ſchöne Hofdame der Frau Fürſtin war meine erſte heiße wunſchloſe Schwärmerei. Kein Wunder, daß ich vor Entzücken faſt taumelte, als mich einſtmals der Herr Magiſter mit in das Schloß hinüber nahm, damit ich — er war plötzlich heiſer geworden — der hohen Frau einige Kapitel aus Walter Scotts neueſtem Romane vorleſe. Das blaſſe ſtille Antlitz der Fürſtin, das hohe, mit Bildern und Portraits faſt tapezirte Gemach, das flackernde Kaminfeuer mitten im Sommer, die grünen ſchwankenden Lindenzweige vor den Fenſtern und endlich die ſchlanke Mädchengeſtalt am Stickrahmen, ſo vornehm in jeder Bewegung, ihre tiefen traurigen Augen — das iſt eine jener Erinnerungen, die mir nie erblaßten; ich war ſiebenzehn Jahre damals, Herr Baumeiſter.

Immer enger ſchloß ich mich meinem gelehrten Freunde an, wir durchſtreiften Wald und Thal — bei jedem Schritte ein Wort des Wiſſens, der Belehrung — und ſo war es natürlich, daß mein junges Herz in dem Hauſe des Magiſters blieb, während ich theilnamlos daheim am runden Tiſche ſaß und über Dinge reden hörte, die mir fremder geworden denn je. Ja, wenn es nur das geweſen wäre, aber unſere Seelen wurden ſich auch fremd und fremder, ich ver-

ſtand die Meinen nicht mehr und ſie mich nicht, und das war es ja eben!

‚Fremd und fremder!‘ ſagte ich. Zuerſt die Mutter, — ſie konnte es nicht überwinden, daß einer ihrer Söhne ein Stubenhocker, ein Bücherwurm geworden. Ihr imponirte es wenig, daß ich der Fürſtin vorgeleſen, daß mich die Lehrer lobten und daß ich am Schluß des Winterhalbjahrs eine lateiniſche Rede in der Aula hielt. Sie hatte dafür ihre Freude an dem Bruder, der Sonntags im modiſchen Anzuge, wie aus dem Ei geſchält, von Erfurt herüberkam, wo er, um ſich auswärts umzuthun, als Commis in einem größeren Geſchäfte unſerer Branche Stellung genommen hatte. Sie freute ſich über ihn in einer Weiſe, daß es mir weh zu thun begann; er war ſo friſch, ſo hübſch, er war die Zukunft des Hauſes, ihres Alters Troſt, ihre künftige Stütze; von mir war keine Rede mehr. Sie hatte ihr Wohlgefallen an der Schweſter, die einen Bräutigam gefunden, den jungen Apotheker nebenan. Im fröhlichen Kreiſe nach des Tages Laſt und Hitze ſaßen ſie ſcherzend und lachend vor der Hausthüre, oder zogen Sonntags in den Wald, nach dem Jägerhauſe, um Röſtwürſtchen und Weizenbier zu genießen und Abends mit lautem Singen heimzukehren, nachdem ſie alle Ereigniſſe des Städtleins beredet und beſprochen hatten.

Daß ich lieber daheim blieb bei meinen Büchern, daß ich des Magiſters ſtillen Garten und meinen Homer

dem Trubel und dem Gedränge auf der Schützenwiese, oder dem Kegelspiele im ‚Sonnengarten‘ vorzog, das verstand die Mutter nicht, aber sie hielt mich für unleidlich hochmütig; der ‚Herr Professor‘ nannte sie mich. Der Herr Professor! — Und kam ich mitunter zu ihr, um mich schmeichelnd zu ihr herniederzubeugen, so sagte sie herbe scherzend:

‚Ei, ei! Der Herr Professor lassen sich herab zu mir?‘ Oder: ‚Hat ein so gelehrter Herr denn noch Zeit, seine dumme Mutter zu herzen?‘ —

Der Einzige, der mich noch bei dem alten Kosenamen ‚Hans‘ rief, das war der Vater. Ja, der Vater — wenn er bei uns geblieben wäre! Aber da kam einmal der Tag, an dem der Laden geschlossen blieb und meine Mutter mit rothen, nassen Augen ein Trauerkleid für sich und die Schwester vom Stücke schnitt. In der Ladenstube saß ich mit Friedrich am Sarge des Vaters, drei Nächte lang, und hatte mich schier aus einander geweint. Am dritten Tage schritten wir hinter dem Sarge über unsere Schwelle, und drinnen weinten und jammerten die Frauen. Das war gerade vier Wochen vor dem Abiturium, eine Zeit, in der, wie Sie ja auch wissen, so ein junger Kopf ohnehin schon schwer in Anspruch genommen wird.

Ich saß vor meinen Büchern in dem kleinen Stübchen oben und konnte mich noch immer nicht besinnen ob des plötzlichen Verlustes; ich hörte wie sonst die Schelle heraufklingen, die einen Käufer meldete,

hörte der Mutter geschäftigen Tritt und der Schwester Walten, und es klang doch so sonderbar, so anders. Ja, es war viel Freudigkeit dahin an meinem Schaffen. — Friedrich reiste wieder nach Erfurt; die Mutter wollte das Geschäft allein besorgen, bis seine Zeit dort um sei. Ich trat zu ihr, als Friedrich fortging, und fragte sie, ob ich ihr helfen könne bei den Rechnungen und Büchern.

‚Du?‘ sagte sie und trocknete ihre weinenden Augen; aber sie dankte mir nicht einmal.

Ich stand und ging so um sie herum und fand doch kein Wort, das mich ihr näher brachte; sie hatte auch weniger Zeit noch als sonst; sie kam selten einmal zum Ausruhen und meine Examenarbeiten drängten; so ließ ich es denn und schob einen herzlichen Annäherungsversuch auf bis zu gelegenerer Zeit. Aber mir war unter ihren traurigen, vorwurfsvollen Blicken zu Muthe, als hätte ich schwer gegen sie gesündigt, und wußte doch nicht womit.

So bedrückt arbeitete ich und ging still einher, daß der Magister mich fragte und mich lächelnd und mild tröstete: ‚Der Kummer um den Vater, Hans; — ein schwerer Stand, der Wittwenstand, besonders bei einer Geschäftsfrau; habe Geduld — Rebus in adversis ánimum deponere noli! Was sagen will: Verliere nie den Muth im Mißgeschick!‘

Am 25. März 1831, acht Tage vor Ostern, machte ich das Examen. Freilich theilte der Direktor uns das

Resultat mit, dessen wir abgespannt und erwartungsvoll harrten, nun, Sie kennen ja auch diese Stunden. Gottlob, wir hatten sämmtlich bestanden! Ich verließ mit einem wunderlichen Gefühle das alte Schulgebäude. — ‚Zum Herrn Magister!‘ das war mein erster Gedanke, — mein zweiter: ‚Wenn der Vater noch lebte!‘ Dann kehrte ich um und schlug den Weg nach Hause ein. Ich weiß nicht, ob es nur das Bewußtsein war, daß die Mutter doch das größte Anrecht habe, die Erste zu sein, die diese Kunde erfuhr, oder ob ich mich sehnte, das Mutterauge ein einziges Mal in freudigem Stolze auf mich gerichtet zu sehen, — ich vermag es nicht mehr zu entscheiden.

Ich fand sie nicht in der Ladenstube, auch im Laden selbst war es still; nur die Schwester saß hinter dem Ladentische und nähte an weißem Linnen für ihre Mitgift, und vor ihr saß der Bräutigam, der herübergekommen war, um ein Stündchen mit ihr zu verplaudern. Auf beider Gesicht lag Frühlingssonnenschein. Sie fuhr erschreckt empor, die Emilie; oben sei die Mutter, sagte sie dann lachend, oben in der Stube.

Ich stieg die Treppe hinan und trat ein; es war das sogenannte Putzzimmer, hatte eine geblümte Tapete, helle Birkenmöbel, schneeweiße Gardinen und einen Glasschrank mit vielen vergoldeten Tassen. Hier fand ich die Mutter vor dem Schreibsekretär, in dem sie ihre Ersparnisse, ihre Andenken und Briefschaften auf-

zubewahren pflegte. Sie ſchrieb — nein, ſie machte Striche mit einer Bleifeder, ſo eifrig, daß ſie erſt dann aufſchaute, als ich neben ihr ſtand und meine Hand auf ihre Schulter legte.

‚Du, Hans?‘ ſagte ſie, und an ihren Zügen bemerkte ich, daß etwas Frohes ſie beſchäftigte, ‚ſiehſt Du, eine Freude hat man doch 'mal wieder. Friedrichs Prinzipal ſchreibt mir da, er habe ſo großes Vertrauen zu ihm, daß er ihn in einer Zahlungsangelegenheit nach Mailand ſchicken will — das freut mein Herz, Hans; es iſt Schneid in dem Jungen! Und nebenbei kann er Geſchäftsverbindungen in Mailand und Zürich anknüpfen, die uns nützen werden, und er lernt ein Stückchen Welt kennen obendrein. Und Du,‘ — ſie ließ mich nicht zu Worte kommen — ‚da ſiehſt Du, ich male mir ſogar ſchon dieſe Zukunft aus. Das da‘ — und ſie wies mir ein Blatt Papier, auf dem ein großes Viereck gezeichnet ſtand, mit lauter kleinen Quadraten darinnen — ‚das iſt unſer Haus, und hier — guck — wo unſer jämmerlich kleines Schaufenſterchen iſt, da will ich die Mauer durchbrechen und ein großes Fenſter machen laſſen, damit Licht wird in dem Gewölbe und die Waaren beſſer ausgelegt werden können, die wir führen. Ich hab's dem ſeligen Vater immer und immer geſagt, aber er war nicht dafür; er meinte, die Kunden kämen ſo auch. Nun ja; aber ich hab' 'mal meine Freude daran und der Friedrich ſoll ſie auch haben. Und, Hans, da Du einmal hier

biſt — ich wollte ſchon immer mit Dir ſprechen — könnteſt mir auch einmal einen Gefallen thun. Gelt? Einen einzigen!‘ Und ſie ſah auf zu mir mit den blitzenden, braunen Augen. ‚Willſt?‘ fragte ſie; ‚einmal könnteſt Du der ‚goldenen Elle‘ wohl etwas nützen! Schau, Du biſt ja bekannt bei der Frau Fürſtin; — ich meine, es würde ſich gar fein machen, wenn auf dem Schilde draußen unter der Firma zu leſen wäre: ‚Hoflieferant‘. Gelt, das könnteſt Du ihr ſagen? Sie hat ohnehin erſt vor ein paar Tagen an die ſechszig Ellen Vorhangszeug bei mir kaufen laſſen.‘

Ich antwortete nicht ſogleich; mir war es ein peinlicher Gedanke, der hohen Frau mit dieſer Bitte zu nahen, da ich ja doch außer beim Vorleſen meinen Mund zu keinem Worte zu öffnen wagte in ihrer Gegenwart. Vielleicht war es kleinlich von mir — aber wie man ſo iſt in jenen geſegneten Jahren. Und ich fragte gepreßt:

‚Thäte es nicht eine ſchriftliche Bitte, Mutter? ich würde ſie Dir aufſetzen und ſchreiben.‘

Sie antwortete nicht gleich; ſie ſchob haſtig die Papiere zuſammen und erhob ſich, eine Purpurröthe auf dem Antlitz. ‚Schon gut!‘ ſagte ſie kurz und ſchloß den Schrank.

‚Es iſt ja keine Ungefälligkeit, Mutter — ich glaube nur, daß dieſer Weg der richtigere —‘ ſprach ich faſt flehend.

‚Schon gut — ja, ja,‘ erwiderte ſie, ‚bemühe Dich nicht. Wollteſt Du ſonſt etwas?‘ ſetzte ſie hinzu.

‚Ja, ich kam, Dir zu ſagen, daß ich das Examen beſtanden habe.‘

‚So, ſo! Nun, ich gratulire!‘ — das klang kühl, und kühl wie ein Nordwind hauchte es mein warmes Herz an und ließ alles Gute, alles Liebe darin erſtarren. — Ich ſtand noch eine Weile, meinte, ſie müſſe etwas ſagen; aber ſie ſchaute angelegentlich zum Fenſter hinaus.

‚Guten Abend!‘ wünſchte ich dann nicht allzu höflich und verließ die Stube.

Das war das Letzte; an ſich klein und unbedeutend, baute es eine Rieſenſchranke auf zwiſchen Mutter und Sohn. Die Schweſter kam wenige Tage ſpäter weinend in meine Kammer: ‚Hans, was hatteſt Du mit der Mutter? Sie hat dem Pathen erzählt, Du ſeiſt ein unleidlich hoffährtiger Geck geworden, der ſich ihrer und unſeres Hauſes ſchäme.‘

‚Habt nur Geduld,‘ erwiderte ich ruhig, aber voll inneren Grimmes, ‚ich befreie Euch bald ſchon von meiner Gegenwart, ich gehe in acht Tagen nach Jena —.‘

Mein alter Magiſter lag auf dem Krankenbette, als ich ſchied. Ich war den ganzen Tag um ihn, ſaß an ſeinem Lager und ließ mir von ihm berichten über das akademiſche Thun und Treiben und nahm dankbar einen Empfehlungsbrief an den Profeſſor Rein-

hold in Empfang, der ein Freund von ihm war. Ich wollte Philoſophie ſtudiren.

Der Mondſchein ruhte in voller Pracht auf der ſchlummernden Erde, als ich, von ihm gegangen, noch einmal dieſen Garten durchſchritt. Dort lag das Schloß ſchweigend und ſtill, und ich ſtarrte hinüber, als müßte ich noch einmal jene vornehme Frauengeſtalt erblicken, mit dem Zug geheimen Kummers um den feinen Mund, die von Kindheit an mein Herz erfüllte als das Schönſte und Lieblichſte, was es gab. — Wenn ich einmal ein Liebchen hätte, müſſe es ihr ähnlich ſein, meinte ich. Recht wie ein Schwärmer pflückte ich ein paar Vergißmeinnicht, die an der Pforte wuchſen, durch welche ſie oft geſchritten; dann ging ich heim durch die ſtillen, mondhellen Straßen. Es flimmerte um die Linden, es zitterte auf den Waſſerſtrahlen des Ritterbrunnens und wob ſich um die Zackengiebel des alten Rathhauſes; es ſchien mir alles ſo anders als ſonſt, ſo viel ſchöner; — oder machte es die weiche Abſchiedsſtimmung?

Leiſe ſchlich ich die Stufen hinauf in die Kammer. Mein Köfferchen ſtand gepackt, wohl verſorgt mit Wäſche und Kleidern; in aller Morgenfrühe wollte ich mit der Poſt fort. Ermüdet warf ich mich auf mein Bette und konnte doch nicht ſchlafen, — ich hatte der Mutter nicht Lebewohl! geſagt, nur der Schweſter den Auftrag dazu gegeben. Nun flackerte die alte Sehnſucht nach einem herzlichen Worte mächtig auf in dieſer

Stunde; ich gedachte der Vergangenheit, besonders des Vaters und wie es ihn immer so herzlich betrübte, wenn ich der Mutter scheu auswich. ‚Sie ist eine so gute Seele, Hans,‘ hatte er noch kurz vor seinem Tode zu mir gesagt.

Ich erhob mich und ging auf Strümpfen die Treppe hinab bis vor ihre Schlafstube. Ich war in der Stimmung, vor ihrem Bette niederzuknieen und sie für irgend etwas um Verzeihung zu bitten — nur um noch ein gutes Wort zu hören. Aber sie war noch nicht zur Ruhe; ich hörte Schritte drinnen, und jetzt die Stimme der Schwester:

‚Mutter, besinne Dich doch, gieb ihm selbst das Geld!‘ — das war mein Reisegeld.

‚Nein!‘ klang die helle Stimme der Mutter, ‚so wie wir beide uns gegenüber stehen, ist's besser, wir reden nicht mehr mit einander. Gieb Du ihm die Tasche!‘

‚Aber Mutter!‘ bat das Mädchen flehend.

‚Red' mir nicht drein!‘ rief sie, ‚und wenn er noch zehnmal gelehrter wäre, seines Vaters Hantierung braucht er darum nicht zu verachten und uns dazu. Mag er hingehen, wo es vornehm ist; mein Trost wird auch kommen; wenigstens ist mir ein Sohn geblieben!‘

Am anderen Morgen zog ich aus dem Vaterhaus, ohne Sang und Klang. Die Mutter ‚schlief noch‘, ich sah sie nicht mehr; die Schwester stand

bleich in der Hausthür und zerdrückte eine Thräne. Ich wandte mich noch einmal um an der Rathhausecke, ihr zu winken, aber sie schaute mir nicht nach, sie hatte schon den Kopf gewendet und sah nach der Löwenapotheke hinüber, drinnen ihr Schatz hauste. Ich mußte grimmig auflachen; ich ging fort wie ein Ausgestoßener, wie ein Verlorener!

Es ward ein wunderlicher Gesell aus mir in dieser Seelenstimmung, zur Hälfte voll der brennendsten Lebensluſt, zur andern Hälfte grillig, schwermüthig, weltverachtend.

Ich brauchte mich juſt nicht zu eilen mit meinem Studium. Das Erbtheil, das ich zu erhoffen, sicherte mich vor des Lebens Noth zu jeder Zeit, und jetzt hatte ich von meiner Mutter einen fast zu reichen Wechsel. So stak ich bis über die Ohren in dem akademischen Treiben jener Tage, und nächst den Kneipereien und Gelagen im Burgkeller und zu Lichtenhain, den Paukereien auf dem Fechtboden, schwärmte ich für Poesie, machte Gedichte und schrieb fleißig an den Herrn Magister, gewöhnlich in mehr oder weniger klassischen Hexametern. Nach Hause ging ich nicht in dieser ganzen Zeit; während der Ferien machte ich Reisen mit einem oder dem andern Freunde im romantischen Stil; alles zu Fuß; durch Thüringen, den Main hinunter, den Rhein hinauf, wobei alle an der Tour

liegenden Universitätsstädte mitgenommen wurden. In Heidelberg blieb ich einst sechs Wochen liegen, weil ein dort studirender Landsmann, der mich Ritter von der ‚Goldenen Elle' geheißen, bei der darauffolgenden solennen Paukerei mir die Nase beinah aus dem Gesichte hieb. Und auf diesem Schmerzenlager packte mich abermals die Sehnsucht nach der Heimath und der Mutter.

Einmal schrieb mir die Schwester und berichtete, daß sie verheirathet sei, daß Friedrich das väterliche Geschäft übernommen habe, und daß der Mutter Wunsch erfüllt, der Bruder zum ‚Hoflieferanten' ernannt worden sei. Die resolute Frau hatte sich eines Tages aufgemacht und eine Audienz bei der Fürstin nachgesucht. Es war noch in einem Postskriptum hinzugefügt: Friedrich gehe auf Freiersfüßen um die Minna Kerstens.

Minna Kerstens war die Tochter des Schloßmühlenbesitzers, aber den Schmeichelnamen der ‚schönen Müllerin' konnte ihr Niemand geben. Groß, blond, von mächtigem Gliederbau, kam sie fast ungeschlacht daher; die Mutter hatte früher oft scherzhaft geäußert, wenn die Minna ein Kleid gebrauche, so sei ein Geschäft zu machen, denn sechs Ellen müßte das Mädchen nothwendig mehr haben, als andere Leute. Aber Gott hatte in seiner Gerechtigkeit einen Ausgleich ersonnen und ihr ein paar der ungewöhnlichen Natur entsprechende Geldsäcke, wohlgefüllt und schwer, verliehen, die sie dem

Glücklichen, der sie heimführte, als Mitgift zubrachte. Nun, praktisch war Friedrich immer. Und richtig, als ich eines Abends in rosigster Stimmung von einem Kommers aus Lichtenhain zurückkehrte, lag die goldengeränderte Verlobungskarte auf meinem Tische.

Ich faßte mich kurz und gratulirte ihm zu seinem kolossiven Glück. Und dieses ‚kolossive Glück' verstand er denn auch, wie ich es gemeint und wie es ja nicht anders zu verstehen war. Darauf kam ein Brief, nicht von ihm, wohl aber von meiner Mutter, der mich wieder auf Wochen verstimmte, weil er mir in bittern Worten vorwarf, daß ich den Bruder ernstlich gekränkt, und mit ihm die ganze Sippschaft der neuen Schwägerin; es sei doch wohl genug des Kummers, den ich ihr draußen in der Welt bereite, ich möchte wenigstens mein Vaterhaus mit Aergernissen verschonen. Der Brief sprach deutlich zwischen den Zeilen: — man hielt mich für ein verbummeltes Genie, für einen wüsten Menschen, aus dem nie etwas Ordentliches werden würde.

Ja, sie maßen eben alles mit ihrer Krämerelle; was konnten sie wissen, wie einem flotten Burschen zu Muthe?

Daß ich es ehrlich gestehe, der Brief war ganz darnach angethan, mich völlig wild zu machen. Ich kam nun nicht viel mehr heraus aus den Paukereien und Kneipereien, bei dem tollsten Blödsinn war ich fortan unter den Ersten und das Geld spielte gar keine Rolle mehr bei diesen Verrücktheiten. Daß sie

daheim Kunde von der tollen Wirthſchaft erhielten, dafür brauchte ich nicht zu ſorgen, auch bewieſen es ſchon ganz allein meine kurzen Briefe, die Geld um Geld verlangten. Ohne Anſtand erhielt ich ſelbſt nahmhafte Summen, und nur ein einziges Mal ſtanden zwei Zeilen von der Hand der Mutter daneben: „Ich hab's gehabt — iſt ein armer Mann!“

Nun will ich mich aber nicht ſchlechter machen, als ich war. Ein Wüſtling ward ich nicht, und ganz gebummelt habe ich auch nicht, denn der Drang nach Wiſſen, die Luſt zur Sache war mächtiger in mir, als alle Jugendluſt; und wenn wir ſpät in der Nacht von einem Kommers heimkamen, ſo fand mich doch ſchon der folgende Morgen im Hörſaal, und der Kollegien, die ich verſäumte, ſind es eigentlich wenige geweſen. Auch verkehrte ich nicht allein in dem bunten Studententreiben, denn Dank des Magiſters Empfehlungen kam ich in manch Profeſſorenhaus und zu manchem wohlgeſitteten Theeabend, zu mancher ſoliden Landparthie, wo ich ein blondes Profeſſorentöchterlein unter den Bäumen herumſchwenken durfte; aber freilich, das erfuhren ſie nicht daheim.

Im Frühſommer des kommenden Jahres meldete ſich ein unheimlicher Gaſt in Deutſchland an, die Cholera. Erſt nahm ſie ihre Opfer hier und da, wie zum Spiel verſchonte ſie manche Orte ganz, dann verſchwand ſie in grauſamer Neckerei ein Weilchen, um mit Herbſtes Anfang ſich wüthend auf viel blühendes

Leben zu werfen. Von Arnſtein hatte man bis jetzt wenig gehört — da, eines Tages theilte mir der Herr Magiſter mit, daß die Fürſtin, durch den Tod ihrer ſo innig geliebten Hofdame auf's äußerſte erſchreckt und betrübt, Arnſtein verlaſſen habe, um ſich auf ein Jagdſchloß ihres verſtorbenen Gemahls zu begeben, das, tief in den Wäldern verſteckt, ihr Sicherheit gegen die ſchreckliche Krankheit und Einſamkeit für ihre Trauer gewähren ſolle, und daß er, der Herr Magiſter, ihr noch heute dorthin zu folgen gedenke. Es ſei ein grauſiger Reigen, den der Tod jetzt anhebe in unſerem freundlichen Städtchen, hatte er hinzugefügt, und warum nicht er dahingerafft ſei, anſtatt dieſer voll erblühten Roſe?

Mir war gewitterſchwül und bang zu Muthe; es iſt ſo eigen, wenn man ein Paar leuchtende Augen gekannt hat und ſie dann ſo jäh geſchloſſen weiß. Und von dem fröhlichen Schloß, von dem ſtillen Eckzimmer, an deſſen Fenſter ich ſo oft das ſchöne Mädchen geſehen, irrten meine Gedanken zu dem alten Giebelhauſe auf dem Markt und hingen ſich an ein alterndes Frauenantlitz mit ſehnſüchtig angſtvoller Gewalt: — meine Mutter — wenn ſie ſterben müßte, und ich hätte ſie nicht wiedergeſehen! Es war ein Gedanke, der mich mit Folterqualen packte.

Ein paar Tage, ein paar ſchlafloſe Nächte hindurch ertrug ich ihn. Da, am andern Morgen, körperlich faſt krank, traf ich einen Mann auf der Straße; ich kannte ihn von Anſehen, er ging ſeit langen Jahren

mit Schuhen hausiren, die er in meiner Vaterstadt aufzukaufen pflegte.

‚Kommen Sie aus Arnstein?‘ redete ich ihn an.

Er bejahte. ‚Sieht schlecht aus da, junger Herr,‘ setzte er hinzu, ‚die Cholera hat die Leute beim Schlafittchen, sie wissen selbst nicht wie; das ganze Nest stinkt von allerhand Räucherwerk und den Leichenträgern blüht der Weizen.‘

Ich wollte den Mund aufthun zu einer Frage und scheute mich doch.

‚Sie räumt diesmal recht auf unter den Vornehmen,‘ fuhr er geschwätzig fort. ‚Den Herrn von Riedeck aus der Weißgasse haben sie hinausgeschleppt, und den Herrn Bürgermeister brachten sie im Trab, just als ich aus dem Erfurter Thor schritt gestern beim Tagesgrauen. Die Frau Amtsräthin und das schöne Hoffräulein sind todt, und in der Löwenapotheke lebt nur noch die alte halbblinde Großmutter und das Sechswochenkindchen, das junge Paar haben sie mitsammen fortgeschafft —‘

‚Meine Schwester?‘ stieß ich hervor.

‚Ihre Schwester? O, die geborene Rüdiger — ja, ja — sie hat ihren Mann gepflegt, der starb zuerst, dann kam's an sie — —‘

Ich stürmte fort, wie ich ging und stand, und löste mir ein Postbillet. In der nächsten Stunde schon schwankte das schwerfällige gelbe Fuhrwerk über die Höhe von Jena.

Am folgenden Morgen, um vier Uhr, langte ich in Arnſtein an. Ein feiner Nebel hing an den Bergen und über dem Schloßpark und lagerte auf den Dächern der Stadt, als der Wagen durch das Thor rollte. Die Hausthüren waren noch alle feſt verſchloſſen, als ſcheue man die Morgendünſte; nur ein paar Ackerwagen begegneten mir, und am Ritterbrunnen, wo ich ausſtieg, vier Männer; die trugen eilig einen unheimlichen Korb an langen Stangen und ſchienen, trotz der Morgenfrühe, nicht mehr ganz nüchtern, wenigſtens ließen ſie einen ſtarken Duft von Wacholderbranntwein hinter ſich zurück. Die Kirchthüre ſtand offen, ein altes Weiblein ſchlich hinein; ſonſt war es unheimlich ſtill, nicht einmal die zahlloſen Sperlinge lärmten mehr in den Linden, die Morgens ein Geſchrei zu machen pflegten, daß ſich die anwohnenden Leute darüber beſchwert hatten, und doch traf ſchon ein roſiger Sonnenſtrahl die bekannten Giebel.

Ich ſchritt weiter. In der Thüre des Backhauſes ſtand die runde Frau Meiſterin, die mir ſo manchen Kringel verkauft hatte. Auch ſie trug ein Trauerband an der Haube.

Ich grüßte flüchtig und wollte vorüber.

‚Jeſus!‘ ſchrie ſie hinter mir auf, ‚Herr Rüdiger! Herr Rüdiger! Erſchrecken Sie ſich nur nicht. Da bei Ihnen —‘

Ich winkte mit der Hand ab, ich wollte es nicht

hören; — ich wußte ja, meine Mutter war es — meine Mutter!

Ich weiß nicht, wie ich den Marktberg hinaufkam und in die Hausthür; sie stand weit geöffnet, als habe man eben Jemand hinausgetragen. Einen Augenblick lehnte ich wie erschöpft in dem stillen Flur am Treppengeländer, dann schwankte ich vorwärts, der Ladenstube zu. Mit leisem Kreischen ging die Thür auf, die ersten Sonnenstrahlen lugten durch die weißen Vorhänge und erfüllten den trauten Raum, aber lautlos stille war es innen, die Uhr stand, das Vogelbauer war leer, und nun wußte ich es — die Mutter war nicht mehr!

So einsam, so öde hatte ich es mir vorgestellt, wenn sie einst todt — aber nimmer so schrecklich, so mit wahnsinniger Angst und Reue die Seele packend. Wie ein verlorener Sohn, wie ein Verbrecher, dem die Pforten des Paradieses verschlossen sind auf ewig, so stand ich in dem verlassenen Raum.

‚Jahre meines Lebens gäbe ich, Alles, Alles, woran mein Herz gehangen, träte sie nur noch einmal in ihrer raschen Art durch die Thür dort,‘ stöhnte ich, ‚giebt es denn keine Barmherzigkeit im Himmel?‘

Da ging leise die Tapetenthür gegenüber, und da kam es herein, eine alte gebeugte Frau im Trauerkleide, die Haare, ehedem so braun, nun gebleicht von Herzeleid und Kummer.

‚Hans!‘ sagte sie leise.

‚Mutter!‘ ſchrie ich auf, ‚Du lebſt, du lebſt?!‘

Und ich lag zu ihren Füßen und drückte ihre Hände an meine weinenden Augen.

‚Ich lebe,‘ ſprach ſie, ‚ich, die Alte, und die Jungen ſind dahin — alle, alle!‘ Und nach einer Weile: ‚Du, mein Einziger noch!‘

‚Laß es gut ſein, Mutter,‘ ſchluchzte ich, ‚laß mich alles gut machen, laß mich bei Dir bleiben!‘ Und ſo im jähen Ueberſchwang des Schmerzes und der Reue warf ich Alles hin, was mir des Lebens Luſt und Wonne geweſen, in dem Wahne, ich habe eine ſchwere Schuld zu ſühnen, die Schuld, daß Gott mir ein ander Temperament gegeben, als es die Mutter gemeint.

Als es Abend geworden, brachte ſie mir das Hauptbuch des Geſchäftes und ein Bund Schlüſſel: ‚Gott ſegne Dich und Deinen Entſchluß, Du mein Troſt in der Verlaſſenheit!‘ Und aus den Thränen, die um den Sohn in ihren Augen ſtanden, den ihr die verfloſſene Nacht geraubt, ſchimmerte ein Glücksſtrahl über den verloren Geglaubten, den ihr der Morgen gebracht.“

Der alte Mann ſchwieg. Ich fühlte wohl, jetzt ſei er im Begriff von dem zu reden, was ihn einſtmals an den Rand jenes dunklen Abgrundes getrieben. Er ſaß, als habe er die Gegenwart vergeſſen. Der Mond war allmählich hinter den Bäumen empor-

geſtiegen und ſtreute ſeine ſilbernen Funken über den Garten aus; im Flieder ſtrauch hub eine Nachtigall an.

Er fuhr aufhorchend empor, ſtrich ſich das Haar aus der Stirn und griff zum Glaſe.

„Vom Hörſaal der Philoſophie bis hinter den Ladentiſch der ‚Goldnen Elle‘,“ begann er, „ein wunderlicher Weg, gethan unter der zwingenden Gewalt eines uralten heiligen Naturgeſetzes; aber ſo raſch war ich dieſen Weg gelaufen, in ſo kopfloſer Eile, daß ich am Ziele ermattet zuſammenbrach; doch wer überlegt in der Angſt, in der Erregung —?

Die kommende Zeit lebt in meiner Erinnerung verworren, unklar und dennoch ſo furchtbar lebendig!

Anfänglich ſtand ich noch völlig unter dem Banne der erſchütternden Ereigniſſe, der herben Verluſte; die opferwillige Liebe zu der ſchon verloren geglaubten Mutter ſchlug himmelhohe Wellen, und ſie, ſie lag ſchier anbetend vor ihrem ‚Einzigen‘ auf den Knieen. Wie oft am Tage kam ſie, legte ihr graues Haupt an meine Schulter und ſagte weinend: ‚Mein Einziger! Mein Sonnenſchein!‘ — Mit welcher Todesangſt ſorgte ſie ſich um meine Geſundheit, mit welchem Aufwand von Feſtigkeit erzwang ich es, bei ihr bleiben zu dürfen in der verpeſteten Stadt!

Daß ich heimgekommen, das Geſchäft zu übernehmen, fand Jedermann natürlich; wer hätte es ſonſt thun ſollen? Das alte, ſchöne Geſchäft, das für rentabler gilt als ein Rittergut, würde man doch nicht

verkommen laſſen! Niemand redete mich darauf an, keinem erſchien es wie ein Opfer; im Gegentheil, es gab allerhand Leute, die da meinten, der leichtſinnige Studioſus habe doch mehr Glück als Verſtand, denn es wäre ſchwerlich etwas aus ihm geworden auf der Univerſität, und heimlich habe die Mutter ſchon das Geld abgezählt in der Schublade liegen gehabt, um mich je eher je lieber nach Amerika zu ſpedieren.

Mit den erſten Herbſtfröſten erloſch die ſchreckliche Krankheit; der Bann, der auf allen Gemüthern lag, wich, Jedermann athmete auf — nur ich nicht. Bisher hatte ich in einem wunderlichen drückenden Halbtraum dahin vegetirt, aber plötzlich ward ich völlig wach: bin ich denn wahnſinnig geweſen an jenem entſetzlichen Morgen? Ein ſchrecklicher Tag, an dem ich dieſe Frage an mich ſelbſt richtete. — Es war um Martini herum und in unſerem Geſchäfte drängten ſich die Bauerweiber vom Lande, um die warmen Winterſachen einzuhandeln, ein Tag, der geſchäftlich obenan ſtand bei uns. Draußen wirbelten die Schneeflocken über dem bunten Treiben des Marktplatzes, vom Thurme blies der Stadtmuſikant einen Gaſſenhauer im Walzertakt; es war ein Feilſchen, Lachen und Schreien um mich herum, und ein Duft von Zwiebeln, naſſen Kleidern und Tabak, der mich körperlich faſt elend machte, erfüllte den Raum, und über alles hinweg ertönte die Stimme der Mutter, nach allem fragend, zuredend, angreifend, wie es das Geſchäft verlangt.

‚Sie ſind krank, Hans,‘ ſagte eine Mädchenſtimme hinter mir, ‚gehen Sie, ich werde der Mutter helfen.‘ Und meines Bruders hinterlaſſene Braut ſchob mich fürſichtig, als ſei ich eine Puppe, zur Seite, und ein Paar blaue, von hellen kurzen Wimpern umrahmte Augen ſahen mich mit zärtlich beſorgtem Ausdruck an.

Ich ging. Ich ging immer, wenn ſie kam — und ſie kam oft. Es war ein inſtinktiver Widerwille, den ich gegen dieſes robuſte, grobfadige Mädchen hatte. Sie trampelte einher wie ein Percheron, und Nerven ſchien ſie zu haben wie Seilerſtricke; ſchon allein ihr derbes Lachen konnte mich zur Empörung bringen, und ſie lachte oft in der letzten Zeit. Das Einzige, was ihr Ehre machte, ſie hatte es längſt heraus gefühlt, mit welchem Widerwillen ich in dem Laden thätig war, und ſie erbot ſich gern zur Ablöſung, wie ſie denn überhaupt alles that, womit ſie glaubte, mir angenehm zu ſein.

Die Mutter hielt große Stücke auf ſie, das Minnachen war eine ‚ſo ſchneidige‘ Perſon. Ich hatte oft des Abends, vor einem Buche ſitzend, mit halbem Ohre wie aus weiter Ferne eine Lobrede über ſie angehört —. Nun, heute kam ſie mir recht! — Ich trank in der Ladenſtube ein Glas Wein, den die Mutter ſorglich immer für mich bereit hielt, und ſtellte mich an das offene Fenſter.

‚Hans,‘ flüſterte da wieder die Mädchenſtimme hinter mir, ‚Hans, heut in aller Frühe iſt die Fürſtin

zurückgekommen und auch der Herr Magiſter, von dem Sie ſo viel halten; ich ſah es, als ich zum Backhauſe ging mit dem Martinskuchen; — ich meine, es intereſſirt Sie?‘

Ich fuhr herum. Ohne ein Wort zu ſagen, langte ich die Mütze von der Wand, ſchritt aus dem Hauſe und durch das Marktgewühl in die Zimmerſtraße. Wie ich den Flur betrat, packte mich ein wunderliches Gefühl, etwas wie Scham und dennoch ein altes, ſeliges Erinnern; als ich aber drinnen ſtand in dem trauten Gemach, in dem nur leiſe die Uhr tickte und die Büſten Homers und Sokrates’ ſo ſtill gemahnend auf mich herabſchauten; als ich wieder das milde Antlitz ſah und die Stimme des alten Mannes hörte, der mir in griechiſcher Sprache entgegenrief: ‚Sei mir gegrüßt, mein Sohn!‘ da war es, als ſchüttelte es mich, und eine innere Stimme ſchrie: ‚Biſt Du denn wahnſinnig geweſen an jenem Morgen?‘

Er wußte von nichts. Er erkundigte ſich nach meinem Studium und wie es komme, daß ich daheim. Und warum ich ſo lange nicht geſchrieben? Und ich ſtand noch immer vor ihm, in ſtummer Verzweiflung:

‚Ich habe umgeſattelt,‘ ſagte ich, mich mühſam zu einem leichten Ton zwingend — ‚ich bin Kaufmann geworden.‘

Er ſah mich ſchmerzlich an.

‚Der Bruder iſt todt,‘ fügte ich hinzu, ‚und die Mutter ſchafft es nicht allein —.‘

Er antwortete noch immer nicht. ‚Hans, mein Junge,‘ nahm er endlich das Wort, ‚Ehre deinem Entschluß, — du wirst es wohl erwogen haben und — mögest du dich glücklich fühlen!‘

Mir schoß plötzlich das Wasser in die Augen — ich konnte nicht mehr bei ihm bleiben, ich hätte sonst geweint wie ein Schulbube. Ich sagte kurz ‚Adieu!‘ und ging. Aber in unserem Hause, in dem Mansardenstübchen saß ich dann und wühlte in meinen Bücherkisten, die noch unangerührt standen, wie sie von Jena gekommen; mein Cerevis-Käppchen hatte ich auf den Kopf gesetzt und in den Händen hielt ich die Tristien Ovids; und ich las und las, wie ein bald Verdurstender zu trinken pflegt. So saß ich noch, als die Dämmerung hereingebrochen war.

Als ich noch blaß und erfroren zum Abendessen in die Ladenstube kam, sah mich die Mutter über den Tisch herüber mit forschenden Augen an. Aber sie sagte nichts und legte mir nur sorglich vor; nachdem wir schweigend gegessen und der Tisch abgeräumt worden, nahm sie das klappernde Schlüsselbund und ging hinaus. Nach einer Weile kehrte sie zurück, eine verstaubte Flasche in der Hand und des Vaters Mundglas; sie stellte beides vor mich hin. ‚Hans,‘ sagte sie, ‚trinke, — der Vater hielt es immer so; wenn ein guter Tag im Geschäft gewesen, dann goß er sich das Glas voll Franzenwein und sprach: ‚Heut war Segen drin, Alte, da können wir uns das erlauben! —

Nun, Hans, Du kannſt es auch haben, Du biſt ja hier an des Vaters Statt!'

Sie ſtrich mir dabei leiſe über das Haar, ich aber ſah das alte, geſchliffene Glas nur noch durch funkelnde Thränen; — daß ſie heut, wo ich ihr im Herzen abtrünnig geworden, ſie allein gelaſſen in dem Drang der Arbeit, kein tadelndes Wort für mich fand, das ſchlug mich faſt zu Boden. Haſtig ſchob ich das nun gefüllte Glas zurück und ſtrebte nach der Thüre.

‚Hans!' rief es hinter mir, ‚Hans, bleib hier!' Aber ich konnte es nicht, ich wußte ſelbſt nicht, warum. Heftig ſchlug ich die Thüre hinter mir zu und warf mich in der Kammer auf mein Bette. — Wüſt und wirr erhob ich mich am andern Morgen und wüſt und wirr war all mein Thun.

Das Haus des Magiſters vermied ich gänzlich, — ich war noch längſt kein Philoſoph! — Bei Wind und Wetter ging ich nach Schluß des Ladens in Feld und Wald umher, nur um mein fieberndes Blut zu kühlen, denn meiſtens ſtand ich ſchlaflos wieder auf vom Lager; immer hatte ich nur den einen Gedanken: ‚Und das ſoll ſo fortgehen, lebenslang, ewig?'

So hatte ſich mittlerweile denn auch eine Meinung über mich im Städtchen gebildet, nämlich, daß ich ein hochfahrender, unfreundlicher Geſelle ſei, der die Leute nicht zu behandeln verſtehe. Es paſſierte ſogar, daß ein paar Honoratiorenfrauen, die mich allein im Laden fanden, nach meiner Mutter fragten,

und, als ich ſagen mußte, ſie ſei abweſend, meinten, dann kämen ſie ein andermal wieder. Mir war es recht; aber die Mutter, der es der Lehrling berichtete, ward mächtig dadurch aufgeregt und klagte: ‚Mit gutem Willen könne man viel — und ſie hätte nicht gedacht, daß es ſo weit kommen würde! Sie werde wohl nie die wohlverdiente Ruhe finden, um droben in der Stube mit dem Strickzeug und der Taſſe Kaffee behaglich am Fenſter zu ſitzen, die Leute auf der Straße zu ſchauen und ſich zu freuen, wie es drunten ſo fein ordentlich und regelrecht einhergehe.‘ Und das war immer ihr Ideal, ihres Lebens Traum geweſen.

Und hier macht mein Lebensweg wieder einmal eine Biegung, um aus ödem, freudloſem Pfad in einen noch viel ſchlimmeren voll Neſſeln und Dornen zu münden. Es war im Lenzesanfang, da das paſſierte, was ich eben berichtet. In dem Schaufenſter hatte der Lehrling hellfarbige Frühlingsſtoffe ausgelegt; die Thür des Gewölbes ſtand offen und ließ ſchmeichleriſch warmes Wehen herein. Allenthalben ſchimmerten die Sträucher in ſmaragdenem Grün und über den Schönauer Bergen lachte ein lichtblauer, wonniger Himmel. Nun, das weiß ein Jeder, daß der Frühling da draußen auch ſacht an das arme Menſchenherz pocht und ihm zuflüſtern will von einem neuen Leben, von einem Beſſerwerden, daß es ſich dehnt und ſchwillt und klopft vor unſagbarer Sehnſucht. So ging es auch mir.

Ich ſtand am Pult und ſtarrte auf die Zahlen. Da fiel auf einmal ein Schatten auf mein Buch und eine Frauenſtimme rief ein ſchallend: ‚Grüß' Gott, Hans!' Dabei legte eine keineswegs zarte Hand im Filethandſchuh ein paar Maiblümchen auf das Papier, und als ich aufblickte, ſah ich die Minna. Sie hatte das Trauerkleid abgelegt und trug ein kornblumenfarbenes Gewand und einen Strohhut mit gelben Bändern. Ihre Erſcheinung kam mir ſo grotesk vor, daß ich ſie einen Augenblick wie erſtarrt betrachtete; ſie nickte aber vergnügt und flüſterte näher tretend:

‚Ja, ſehen Sie, Hans, ewig kann ich doch nicht ſo ſchwarz herumlaufen, — heute morgen kam's ſo über mich bei dem Sonnenſchein; da nahm ich das Kleid aus dem Schrank. Das Trauern äußerlich thut's ja nicht, den Friedrich vergeſſe ich doch nimmer, und ich dachte,' ſie ward plötzlich rot, ‚es wäre Ihnen auch lieber ſo; ſie ſagten neulich einmal, es müßte eigentlich gar nicht erlaubt ſein, daß die Menſchen ſchwarze Kleider anziehen.'

Ich hörte ſie verſtändnislos an. Was hatte meine im allgemeinen aufgeſtellte Behauptung mit *ihr* zu thun? — Ich war froh, daß die Mutter mich einer Antwort überhob. Sie kam eben in den Laden und ſtieß einen Ruf froher Ueberraſchung aus, als ſie das junge Mädchen ſah.

‚So iſt's gut, Minnachen, ſo iſt's gut! Die Jugend will ihr Recht!' Und als nach langem fröhlichen

Schwatzen das Mädchen endlich ging, trat die Mutter in die Ladenthür und ſchaute ihr nach. Und dann wandte ſie ſich zu mir:

‚Gelt, Hans, ein ſchneidiges Frauenzimmer? Und wie ſie dahier Beſcheid weiß!‘

Ich nickte zerſtreut, und ſie ſagte nichts mehr und ging hinaus. Nach einer Weile kehrte ſie zurück mit Hut und Tuch, eine kleine Gießkanne am Arm und ein Körbchen mit Gartengeräth und Pflanzen.

‚Ich gehe auf den Kirchhof, Hans, will die Gräber ein bischen zurecht machen. Und wenn das beſtellte Brautkleid verlangt wird — der weiße Atlas liegt in dem Seidenkaſten zu oberſt.‘

Sie ſchritt quer über den ſonnigen Marktplatz; wer ſie ſah, zog den Hut, und die Frauen winkten ihr zu.

Während die Mutter nach dem Kirchhofe wandelte, war die alte Großmutter aus der Löwenapotheke ein wenig in unſer Gewölbe getreten und hielt meiner Schweſter verwaiſtes Kindchen auf dem Arme.

‚Na, Hans,‘ — ſie duzte mich noch von der Kinderzeit her, wo ſie mir manchen Apfel geſchenkt — ‚wie ſchaut's denn aus? Guck, wird der Junge der Emilie Dir nicht immer ähnlicher?‘ Und ſie ſetzte das roſige Geſchöpfchen auf den Ladentiſch und ſchüttelte die Klapper vor ihm, um ihn zu beſchäftigen. ‚Da hat ihn die Minna vorhin beinah erdrückt vor Liebe; — na, ſie wird's ja auch erleben, ſo ein Mäuschen in

den Arm zu nehmen. Kinderlieb iſt ſie, Hans, und eine gute Frau wird ſie auch werden; und die Hauptſache — ſie weiß Dir hier mächtig Beſcheid im Geſchäft, und ſo Eine muß auch herein.‘

Ich hatte anfänglich gar nicht auf ſie gehört, weil ich das Kind betrachtet. Jetzt fuhr ich empor, der Sinn ihrer Worte traf mich wie ein Schlangenbiß.

‚Na, Hans, Du brauchſt nicht ſo heimlich zu thun, das weiß die ganze Stadt, und die Mutter wird Dir's längſt geſagt haben, daß es ihr liebſter Wunſch iſt. Mein Gott, ſie wird alt, und was ſie erlebte zuletzt, hat ſie arg mitgenommen, und — —‘

Sie hielt inne, denn draußen ſpazierte eine Gevatterin vorbei. Eilig nahm ſie den kleinen Buben empor und ſchlürfte über die Schwelle. — Wie eine Unholdin kam ſie mir vor, die auf dem Beſen zum Schornſtein hereingefahren, ein armes Menſchenkind zu martern. Ich ſchlug plötzlich den Deckel des Pultes zu, daß es ſchallte und der Lehrling mit großen erſchreckten Augen und offenem Munde in die Thüre trat. An ihm vorüber aber ſchritt ich hinaus in mächtiger Erregung. Das war zu viel! — Ich riß den Strohhut vom Haken und ſtürmte aus dem Alteburger Thor, dem Walde zu, daß die Frühlingsſpaziergänger verwundert ſtehen blieben und mehr als ein halblautes: ‚Der iſt wohl verrückt!‘ mir nachklang.

Und wie ich weiter drang durch Tann und Geſtrüpp, ward ich allmählich ruhiger, aber ein düſterer

Grimm quoll dafür in meiner Bruſt empor; und wie ich hoch oben auf der Schönauer Leite ſtand und weit hinausſchaute in den herrlichen Frühlingsabend, — da kam zu dieſem Grimm die Sehnſucht nach der verlorenen Herrlichkeit, nach meiner ſchönen goldenen Freiheit, nach Allem, was mein Herze erquickt und begeiſtert hatte; und wie ein dunkles elendes Gefängniß erſchien mir das Vaterhaus, in das ich mich ſelbſt feſtgeſchmiedet voll kindiſcher Begeiſterung. — Ja, da lag es, ich kannte es wohl an dem hohen ſpitzen Dach, ſo recht inmitten dieſer engen kleinen Stadt, in der Menſchen wohnten mit engen Herzen und mit engem Geſichtskreis, und ich ballte die Fauſt und ſchüttelte ſie und knirſchte mit den Zähnen. — Weit, weit in der Ferne, da verſchwamm mein Glück wie das Abendroth, mein ſtolzes Glück, und nimmer war es wieder zu erreichen, ohne wortbrüchig zu werden an der eigenen Mutter!

Vielleicht iſt ſie großmüthig, wenn ich ſie bitte, auf den Knieen bitte, mir die Freiheit zurückzugeben, mich hinaus zu laſſen nach meiner Wahl?

Großmüthig? O, ſie mußte es ja längſt, längſt geſehen haben, wie ich kämpfte mit mir. — Nein, großmüthig iſt nur der, der anderer Leiden nachfühlen kann; ſie verſtand nichts von dem, was mich bewegte; ſie glaubte mich zu retten von meinem wilden unglücklichen Leben, wenn ſie mich in das ſolide Geſchäftshaus einſperrte; mit der Zeit verlernt ja auch der

Vogel das Fliegen — im Käfig! Und wenn ſie nun noch ein hausbacken Weib in meine Arme ſtieß, die allſtündlich dafür ſorgte, daß ihr Eheherr nicht über den Strang ſchlage, — dann, dann konnte ich ja noch vernünftig werden, konnte es ja noch endlich ſo weit kommen, daß ich im Schlafrock und mit der Pfeife kannegießernd den Abendſchoppen in der ‚Sonne‘ trank und mich mit gutem Appetit zur Nachtſuppe ſetzte, weil ich ein paar Ellen Zeug verkauft hatte, ohne etwas herunterhandeln zu laſſen.

Als verfolgten mich die Furien, ſo ſtürzte ich weiter, planlos, ziellos; erſt als wieder Menſchen an mir vorüberſchritten, merkte ich, daß ich, den Strohhut in der Hand, mit zerwühltem Haar daher kam. Dann ſagte ich mir, mich emporraffend: ‚Ich werde mit der Mutter reden.‘

Sie ſei ſoeben heim gekommen, berichtete das Dienſtmädchen im Flur, und nach oben gegangen. Ich ſtieg die Treppe empor und rief auf dem dämmerigen Vorſaal ‚Mutter! Mutter!‘

Da öffnet ſie die Thür ihrer Schlafſtube. ‚Hier bin ich, Hans!‘ Das klang ſo weich. ‚Komm herein!‘ Und nun ſtand ich ihr gegenüber. Sie hatte geweint, wie immer, wenn ſie von den Gräbern kam, und ſie hatte eben ein paar blaue Vergißmeinnicht, die ſie von dort gebracht, in ein Glas gethan und ſie unter das Bild des ſeligen Vaters auf die Kommode geſtellt. Nun ſetzte ſie ſich wieder in den Sorgenſtuhl an das

Fenſter; aus dem Hintergrunde ſchimmerte das große Himmelbette ungeheuerlich herüber.

‚Schau Dich nur um,‘ ſagte ſie lächelnd, ‚hier biſt Du geboren. — Es war Weihnacht grade, und Du machteſt mir das gar nicht zu Paß.‘

‚’s iſt einmal mein Loos,‘ gab ich zurück.

Sie ſah empor, und das Lachen erſtarb auf ihrem Antlitz.

‚Ich wollte reden mit Dir,‘ fuhr ich fort, und heute noch erinnere ich mich, welche Mühe mir das Sprechen machte, und wie heiſer meine Stimme über die Lippen kam — ‚von der Minna —.‘

‚Ja, Hans, das iſt gut,‘ unterbrach ſie mich, ‚ſie iſt ein braves Mädchen und verdient glücklich zu ſein.‘

‚Du meinſt alſo, ich ſoll ſie heirathen?‘ fragte ich. — Aber ſie merkte nicht den leiſen Hohn in meiner Frage.

‚Ja, Hans, das iſt der größte Wunſch von mir. Sieh, Schönheit vergeht, aber ein braves Herz nimmer. Sie iſt eine Geſchäftsfrau, wie keine weiter, und ſie bringt Dir ein ſchönes Kapital mit in’s Haus. Du biſt dreiundzwanzig Jahre alt, Hans, und wenn Du eine Frau bekommſt, die ſo recht ihre Sache verſteht, ſo wird’s auch keine Not haben mit uns. — Daß die Minna Dir herzlich gut iſt, das hat ſie geſagt, als ich ſie darum befragte; ſie wartet nur auf Dein Wort. Sie hat ein wenig Scheu vor Deinem ſtillen Weſen,‘ ſetzte meine Mutter nach einer kurzen Pauſe hinzu,

‚mit dem Friedrich wär's leichter gegangen, meint ſie. — Thue es bald, Hans, dieweil ich recht ſtümperig werde. — Sonſt haſt Du doch keine Neigung, nicht wahr? Ach, die Engel im Himmel ſollten mich hier auf Erden beneiden, könnt' ich noch den Erben ſehen von ‚Wilhelm Rüdiger Söhne'!'

Und ſie war aufgeſtanden und zu mir getreten; und ſie reckte ſich in die Höhe und ſtrich mir über die Wangen: ‚Mein Einziger!' — Was doch für Macht in den zwei alten, treuen Augen lag; eine Macht, gegen die ich vergeblich kämpfte.

‚Gute Nacht, Mutter,' ſagte ich, ‚ich will's überlegen.'

Und wie ich droben in meinem Kämmerchen ſtand, da meinte ich, ich müßt' erſticken. Und an der plaudernden Magd vorüber ſchritt ich aus der Hausthür und ging in den dunklen Schloßgarten; berauſchend dufteten Flieder und Jasmin, wie heute lag der Mondesglanz über den ſchlummernden Wipfeln der Bäume und durch die verſchlungenen Wege irrte mein Fuß immer tiefer hinein in die Frühlingsnacht, entlang an dem Flüßchen, auf deſſen raſchen Wellen die Silberſtrahlen ſpielten, und hinüber über die aus Baumſtämmen gefügte Brücke, wo die alte Schloßruine ſich erhebt. Dann ſtand ich plötzlich vor einem kunſtloſen Gefüge aus Stein, in halber Manneshöhe erhob es ſich mitten auf dem von blühendem Geſträuch überſchatteten Platze, und im grellen Mondſchein er-

blickte ich goldene Schrift auf einer ſchwarzen Tafel. Ich trat hinzu:

„Leben iſt ewiger Kampf,
Frieden erſt bringet der Tod!

Dem Gedächtniß des Fräulein Roſa von Rettberg, ihrer unvergeßlichen Gefährtin in trüben Tagen.

Anna Katharina, Fürſtin zu A.....“

Er brach plötzlich ab.

„Die Verſe, Herr Baumeiſter, verließen mich nicht mehr;“ — fuhr er nach einer langen Pauſe fort — „ich ſah ſie beſtändig vor mir in den goldflimmernden Buchſtaben, ich ſah das holde Antlitz, zu deſſen Gedächtniß ſie geſchrieben und ich ertappte mich einmal dabei, daß ich ein Piſtol in der Hand hielt und das Schloß ſpielen ließ; erſchrocken vor mir ſelber legte ich es hin und nahm es dennoch öfter wieder zur Hand. Gleichwohl ſchleppte ich mich noch vierzehn Tage ſo hin — vierzehn Tage, die zu den ſchrecklichſten meines Lebens gehören.

Und es ward wieder 'mal Abend; müde und ſchwer in den Gliedern wie ein alter Mann ſaß ich am Fenſter der Ladenſtube und ſchaute über den Marktplatz, auf deſſen Pflaſter der Frühlingsregen plätſcherte. Im Rathhauskeller war ein Volk Hallenſer Studenten eingeregnet, und ihr Singen und Lärmen ſcholl deutlich herüber in unſer dämmeriges Gemach:

‚Vom hoh'n Olymp herab ward uns die Freude — —'

ſo hatt' auch ich einmal geſungen.

Die Mutter nickte im Sopha, und dann that ſich die Thüre auf und die Minna kam herein.

‚Grüß' Gott!' ſagte ſie, ‚iſt das ein Wetter!'

Die Mutter aber rieb ſich freudig die Augen, und den Schlüſſelbund vom Haken nehmend, trat ſie zu mir und flüſterte: ‚Hans, mach's richtig heut' Abend; ich laſſe euch allein.'

Ich hielt ſie plötzlich an der Schürze ſo feſt, daß das Band riß; aber wie ich wieder in ihre bittenden Augen ſah, ließ ich ſie los; ich kam nicht auf gegen dieſen Blick. Und ſie verließ uns, und die Minna ſetzte ſich gegenüber auf den andern Stuhl; vor den Fenſtern plätſcherte einförmig der Regen, und ſchwerfällig ging die Schwarzwälder Uhr an der Wand ihren einförmigen Schritt.

‚Bin durch den Park gegangen,' hub das Mädchen endlich an und ihre raſchen Athemzüge waren mählich ruhiger geworden, ‚an Fräulein von Rettberg's Denkmal liegt Alles voller Kränze — ihr Geburtstag iſt heute. Sie haben ſie ja auch gekannt, Hans?'

‚Ja!' erwiderte ich gepreßt und ſetzte hinzu, nur um etwas zu ſagen: ‚Die furchtbare Cholera!'

‚Cholera?' fragte ſie raſch, ‚wer hat Ihnen das aufgebunden, Hans? Gift hat ſie genommen! Eins,

zwei, drei — vorüber war's! Fragen Sie jedes Kind — so iſt's.'

Ich ſprang empor.

‚Nun ja, was weiter? Sie ſollte Einen heirathen, den ſie nicht wollte —; umſonſt war ſie nicht ſo blaß, immer und ewig; der Magiſter weiß es auch.'

Ich trat zu ihr. ‚Nun, und wie denken Sie denn über ſolchen Fall, Fräulein Minna?' kam es ſchneidend über meine Lippen.

‚Ich?' Sie ſah mich an, dann ſchlug ſie erröthend die Augen nieder. ‚Ja, ich meine, mit ein bischen gutem Willen kann man Alles — warum nicht auch einem Mann gut werden? Der Tod iſt bitter.'

‚Mit ein bischen gutem Willen?' Ich wandte ihr kurz den Rücken und ſchaute wieder durch das Fenſter. So ſtanden wir noch, als die Mutter herein kam.

Sie ſah von Einem zum Andern, und als ſie das eiſige Schweigen zwiſchen uns ein Weilchen beobachtet hatte, ſetzte ſie ſich ſtumm in die Sopha-Ecke. Es ward dämmerig im Zimmer und todtenſtill, ich hörte nur ein leiſes Schluchzen.

‚Warum weinſt Du, Mutter?' fragte das Mädchen endlich gepreßt.

‚Daß ich ſo gar kein Glück habe, ſo gar kein Glück mit meinen Kindern!' ſtieß ſie hervor. ‚Hätt' ich doch gar nie welche gehabt! Ach, wie iſt man ſtolz und eingebildet auf ſo ein Kind, was thut man Alles

und hat doch nimmer Dank davon! Auf den Knieen möchte man vor ihnen liegen, aber der hochmüthige Nacken beugt sich nicht um ein Haar. — Ehe der Hans geboren wurde, bin ich die Treppe hinuntergestürzt; wäre ich doch liegen geblieben und elendiglich verstorben, als daß ich so eine Marterzeit erleben muß! Was hab' ich für Geduld mit ihm gehabt — und Alles vergebens!'

Ich ging plötzlich mit dröhnenden Schritten durch das Gemach und die Treppe hinan. Ich wollte da Etwas aus einem Kasten nehmen, ich that es auch, und kam dann wieder herunter. Hinter der Stubenthür hörte ich das Jammern der Mutter; mir that es nicht mehr weh. Ich erinnere mich noch so deutlich, was ich in jenen Augenblicken sah und empfand. Feuchter Dunst wob sich um die Giebel der Häuser; die Rathhausuhr schlug Acht. Mit eigenthümlicher Langsamkeit schritt ich über den Marktplatz die Straße hinunter; es war kein Mensch zu sehen, der Regen hielt Alles in den Stuben; nur vor dem Rathskeller stand das Schenkmädchen und neckte sich mit einem Studenten, ihr helles Lachen schallte hinter mir drein wie ein letzter Gruß vom Leben und Glück, seltsam contrastirend mit den Gedanken, die mein Herz trug. Wie Hohn empfand ich es.

‚Frieden! Frieden um jeden Preis!' schrie meine Seele, ‚hinaus aus dieser Erbärmlichkeit!'

‚Im Schloßgarten!' sprach ich dann halblaut,

indem mein Schritt raſch und raſcher wurde. Ich ging durch verſchiedene Wege, ich athmete tief und empfand die duftende, kühle Luft wie eine letzte Wohlthat; eine wunderbare Ruhe kam plötzlich über mich, ein Gefühl von baldigem Geborgenſein. Und tiefer und tiefer drang ich hinein in den dämmernden Garten. Irgendwo blieb ich dann ſtehen und faßte in die Taſche des Ueberziehers; wie ich den Hut abnahm, lief es mir kalt über die Stirn, daß ich haſtig darüber fuhr. — —

‚Hans, mein Junge!‘ ſagte da eine milde Stimme, ‚haſt Du wirklich einmal Philoſophie ſtudiert?‘ Und eine zitternde Hand bog darnach kräftig meinen Arm zurück, daß die Waffe ſich zur Erde ſenkte. ‚Leih' mir Deinen Arm, daß ich mich ſtütze — laß uns zuſammen plaudern und gieb mir das, was Du da in der Hand haſt. Sieh' — ſo iſt's recht; ſchau, wenn es ſo weiter regnet, wird's ein ſchlechtes Obſtjahr — die Apfelblüthe iſt hin. Wir gehen gleich durch's Pförtlein, Hans,‘ fuhr er fort; ‚ſetze Deinen Hut auf — ſo; es freut mich nur, daß ich Dich getroffen, wir können da noch einen Schluck Wein mit einander trinken. Ich komme eben vom Denkmal der Roſa Rettberg, hatte ſchon den ganzen Tag hinüber gewollt, mußt' aber lange bei der Fürſtin ſitzen. Sie iſt ſchier außer ſich an ſolchem Erinnerungstage, und heute ganz beſonders, wo ihr zu Ohren gekommen, daß in der Stadt das Märchen gehe, ihr Liebling habe ſich vergiftet. ‚O,

pfui!‘ ſagte ſie, ‚was hat die arme Seele gethan, daß man ſie noch ſo beſchimpft? Feig war ſie nie, meine Roſa.‘

Ich ſtöhnte wohl auf bei dieſen Worten, denn er preßte meinen Arm feſter an ſich. Und als wir endlich in ſeinem Zimmer ſtanden, warf er den Hut auf den Tiſch und ſah mich an, und ſo mild ſein Wort geweſen, ſo mild war ſein Blick.

‚Armer Junge! Aber nun laß mich mal ſorgen für Dich! Lege Dich dort auf das Sopha und gieb mir die Hand darauf, daß Du fein ſtill bleiben willſt, bis ich wiederkomme; ich gehe nur in den Keller und hole Wein.‘

Im wirren Fieberzuſtande lag ich dort, ich weiß nicht mehr, wie lange; mich dünkten es Stunden.

Endlich kam er mit Wein und flößte ihn mir ein. ‚Und nun ſteh’ auf,‘ ſagte er, ‚ich bringe Dich heim.‘

‚Nein, nein!‘ wehrte ich ab, ‚ich gehe allein, nicht Sie in dem Regen.‘

‚So geh’ allein, Hans, ich kann Dich ruhig laſſen; ich weiß es.‘

Ich fühlte, wie mir das Blut in die Wangen ſtieg, und plötzlich ſchlangen ſich ſeine Arme um meinen Nacken, und er küßte mich.

‚Das iſt recht,‘ ſagte er weich, ‚weine, Hans, weine ordentlich; es iſt beſſer, als daß andere um Dich weinen.‘

Zu Hauſe war alles ſtill und ſtumm; ich hätte es auch nicht ertragen, die Mutter zu ſehen. Nur als ich an ihrem Zimmer vorbeiſchlich, meinte ich ein leiſes Stöhnen zu hören, aber weiteres dachte ich nicht. Vergangenheit und Gegenwart gingen unter in der furchtbaren Erregung, die mich noch immer umfangen hielt. So ſuchte ich mein Bette auf.

Wie dieſe Nacht vergangen — das weiß ich nicht mehr. Gegen Morgen fuhr ich aus dem angſtvollen Schlummer — am Bette ſaß meine Mutter; um Jahre ſah ſie gealtert aus.

‚Hans,‘ ſagte ſie mit zuckender Lippe, ‚Hans, biſt Du krank?‘ Und ſie faßte nach meiner Hand. ‚Ich möchte, daß Du geſund würdeſt, Hans, ganz geſund — ſo geſund, wie der Hollunderſtrauch, den der Vater aus der dumpfigen Ecke herausgeholt und mitten in den Garten gepflanzt hat, der nun ein ſo ſchöner Baum geworden. Willſt Du, Hans?‘ Und ſie beugte ſich über mich, und ihre warmen Thränen fielen auf mein Geſicht. ‚Willſt wieder nach Jena, zu den Büchern? — Sag's, oder meinſt Du wirklich, daß mir die ‚Goldene Elle‘ lieber als mein einzig Kind?‘

Und ſie hielt meine Hände mit leidenſchaftlicher Gewalt.

‚Bin ich eine ſchlechte Mutter geweſen? Ich hab's nicht beſſer gewußt, Hans — hab' gemeint, ein Jeder kann, was er will — und nun ſoll es Etwas geben in der Menſchenbruſt, das ſtärker iſt, als der eigene

Wille. Du warſt immer anders, Hans, ich hab's nur nicht verſtanden.'

Und denſelben Mittag noch ſtand eine kleine, gebeugte Frau im Laden, die Augen roth von durchweinter Nacht. Und ſie erzählte der Frau Stadtſchreiberin, daß der Hans auf Reiſen gehe, ſich vorerſt die Welt anzuſehen, um dann weiter zu ſtudiren, ‚denn wenn man nur den Einen hat, liebes Frauchen, ſoll er da nicht thun, wie es ihm am beſten gefällt? Ich bin ja auch noch mobil genug, um den Laden zu beſorgen, und wenn nicht, ſo nehme ich einen Commis; der Emilie ihr Fritzchen wächſt ja auch heran; das mag Gott nun fügen, wie er will!' Und ſie faltete das braunrothe ſchimmernde Gewebe zuſammen und packte es in Papier. ‚So, und wenn Ihre Frau Mutter wieder fragt nach mir, ſo ſagen Sie ihr, es ginge mir ſo gut, wie ſeit langer Zeit nicht.'

Als ich Abſchied nahm, um nach Jena zu gehen, ſtanden zwei alte Menſchen am Poſtwagen.

‚Hans, mein Junge,' ſagte der Magiſter, ‚bisher warſt Du kein Philoſoph; nun halt' die Ohren ſteif!'

Die Mutter aber ſah mich unverwandt an, als müſſe ſie ſich auf Jahre hinaus ſattſchauen.

‚Hans, nun mach' es, wie der Hollunderſtock; werde geſund, aber ſchicke mir zuweilen auch eine Blüthe, ein friſches, gutes Wort, weiter habe ich ja nichts mehr von Dir.'

Und als der Wagen abfuhr, da ſah ich, wie ſich die alte Frau ſchwer auf den Arm des Magiſters ſtützte, aber ſie winkte trotzdem lächelnd mit dem Tuche.

Ja, ſo eine Mutter!

Aber was ich ſagen wollte — da haben Sie es: es iſt nicht immer die Noth des Lebens, die den Menſchen zu jenem Entſetzlichen treibt; ich ſpreche aus Erfahrung. Noch zwei Minuten länger allein, und man hätte mich zu Grabe getragen, wie heute Ihren armen Kameraden. — — Und, ſehen Sie, deshalb bin ich mitgegangen; und ich begleite jeden zur letzten Ruheſtätte, dem keine helfende Hand die Waffe hernieder-drückte oder ihn am Rocke zurückhielt von dem Sprunge über das Brückengeländer; 's iſt Mitleid — das Leben kann ſo ſchön ſein! — Wie gern hätt' ich ihm gethan, wie mir der Herr Magiſter, dem, der da heute in die Erde gebettet iſt, Friede ihm und Achtung den Gründen, die ihn dorthin getrieben!"

Er hob das Glas: „Dieſes meiner Mutter und ihm, der hier gewohnt, dem alten, wunderlichen Freunde!

Ich habe ihn nicht wieder geſehen!

Als ich mein Doktorexamen gemacht, kam ich zum erſtenmal wieder heim; ich wollte der Mutter nicht früher vor die Augen treten, als bis etwas Rechtes aus mir geworden. Da war er bereits geſchieden. Die Mutter aber ſtand an der Poſt,

und wie ich den Marktberg hinan wollte, drehte ſie mich um:

‚Nein — hier, Hans!‘ Und ſie wanderte mit mir zur Zimmergaſſe. ‚’s iſt unſer,‘ ſagte ſie einfach und deutete auf dieſes Haus. ‚Ich kaufte es acht Tage nach ſeinem Tode. Das Geſchäft dort aber hat der Schloßmüller für die Minna erworben; die heirathet Oſtern meinen Commis.‘

So hat ſie hier unten ihr Leben beſchloſſen; ſie hat auf dieſer Terraſſe geſeſſen und drinnen im Zimmer den Kopf geſchüttelt über die vielen, vielen Bücher. Zuweilen beſuchte ſie auch die Minna im Laden, ſpäter aber meinte ſie: ‚’s iſt doch geruhiger hier unten, es gefällt mir ſchon recht gut dahier.‘

Ich bin viel in der Welt umhergefahren, habe jahrelang im Auslande gelebt, habe geſchrieben und geſammelt und bin dann immer einmal wieder heimgekehrt zur Mutter. Ihr einziger Kummer war, daß ich nicht heirathete.

‚Aber Du biſt ’mal anders, als andere Menſchen, Hans,‘ ſagte ſie dann. Und wozu die Gelehrten eigentlich auf der Welt ſind, das hat ſie niemals begriffen. Wenn ſie aber ganz beſonders zärtlich war, ſagte ſie:

‚Mein Einziger, Du lebſt!‘“

Der alte Mann ſchwieg. Nur die Frühlingsmelodien ſangen weiter, die Nachtigall, das Waſſer im Springbrunnen und das Flüſtern der Bäume.

„Ich danke Ihnen, Herr Rüdiger,“ wollte ich

ſprechen, aber ich drückte ihm nur ſtumm die Hand und ſchritt allein durch die duftige Nacht weit in den Schloßgarten hinein, bis zu jenem Denkmal, auf dem die Worte ſtehen:

„Leben iſt ewiger Kampf,
Frieden erſt bringet der Tod!“

Unsere Hausglocke.

Auch am heiligen Abend hat unſer Einer keine Ruhe! Meine Frau zündet vielleicht eben die ſchlanken Kerzchen des Baumes an, beſchaut noch einmal lachend das ſtereotype Weihnachtsgeſchenk, die buntgeſtickten Morgenſchuhe, das ſie mir ſeit dreißig Jahren regelmäßig unter die Weihnachtstanne legt, und will nun die Thürklinke heben, um zu rufen: „So, Alter, jetzt darfſt Du kommen!“ Da ſchrillt die Glocke durch's Haus. — Eine Doktorglocke, wenigſtens die unſere, hat einen ganz eigentümlichen Klang, ſo gellend bang und ſo ungemüthlich. Macht es, daß ſie mit Angſt gezogen wird, mit ſchreckensvoller Haſt, oder iſt es das Bewußtſein, Du mußt hinaus aus dem traulichen Heim, hinaus in Sturm und Regen an ein Kranken-, vielleicht ein Sterbebette? Ich weiß es nicht, aber meine Frau und ich, wir ſind einig, der ſchrille Ton kann durch Mark und Bein dringen, zumal des Nachts. Am Weihnachtsabend nun, da klingt ſie noch ganz beſonders, die alte Glocke. An dem Feſte des Friedens und der Freude ſollte eigentlich kein Menſch krank werden, aber — du lieber Himmel! — was habe ich

an den Weihnachtsabenden nicht gerade alles erlebt! Ich habe einen Familienvater ſterben, plötzlich aus vollſtem Wohlbefinden zum Tode gehen geſehen; ich habe am Bette der jungen Mutter geſtanden und ihr das eben Geborene in die Arme gelegt, juſt als der alte Stadtmuſikus mit ſeiner Bande vom Rathhausturme blies: „Vom Himmel hoch da komm' ich her!“ Ich habe den armen Handwerksburſchen, der auf der Landſtraße in einer Schneewehe verklammt gefunden wurde, die Augen öffnen ſehen und ihm ein Glas Weihnachtspunſch kredenzt, habe am Bettchen der maſerkranken Kleinen vom Chriſtkindchen erzählen müſſen und habe Schuſter Blankenfeldt's hübſche Lore vom Brückengeländer weggezogen, über das ſie eben in unſer langſam ziehendes Flüßchen ſpringen wollte, weil ihr Schatz ihr juſt zur Beſcheerung die Treue aufgeſagt.

Das ſind Geſchichten, die paſſiren Einem alle Tage, nicht wahr. Aber am 24. Dezember ſieht man ſie mit anderen Augen an; mir geht es wenigſtens ſo. Und wie ich zurück denke an die Weihnachtsabende, die vergangen ſind, ſeitdem ich hier in Oldberg als Arzt thätig bin, heben ſich aus den dreißig zwei ganz beſonders hell und lebendig hervor. Kein Wunder; ich werde ja täglich daran erinnert.

Unſer Städtchen iſt klein, es zählt heute fünftauſend Einwohner; vor zehn Jahren, von welcher Zeit ich zunächſt ſprechen will, zählte es noch weniger.

Es liegt abseits der großen Heerstraße; auch heute macht die Eisenbahn einen Umweg, als wolle sie vermeiden, sein träumerisches Dasein durch Pfeifen und Rollen zu stören. Der Thurm der einzigen Kirche müßte eigentlich als Berühmtheit angeführt werden, er ist windschief, nicht ganz so schief, wie der bekannte Kollege in Pisa, aber annähernd. Sonstiges Sehenswerthe ist absolut nicht vorhanden, wenn man nicht ein paar eiserne Kugeln in der schlichten Rathhausmauer dazu rechnen will, die aus Tillyschen Kanonen stammen. Die alten grasbewachsenen veilchendurchblümten Wälle ziehen sich noch immer um die rothbedachten, spitzgiebeligen Häuser; zur Sommerzeit flattert lustig weiße Wäsche dort oben und die Jungen spielen Indianer darauf. — Die Straßen sind menschenleer und haben schlechtes Pflaster, und auf dem Marktplatz steht ein Roland von Stein. Am Ende einer stillen Gasse liegt mein Haus; es ist zweistöckig, hat niedriges Parterre, eine Sandsteinbank vor der Thüre und darüber hängt ein Fliederbaum seine Zweige. Wenn er im Sommer blüht, kommen die alten Frauen aus der Nachbarschaft und bitten meine Line um ein paar Blüthen zum Trocknen; sie kuriren hier zu Lande alles Gebreste mit Flieder- oder Kamillenthee — ein trauriges Faktum für den Arzt.

Das Haus ist geräumig und still, viel zu groß für uns Einsamgebliebene. In der Mitte ein gewölbter kühler Flur, rechts meine Behausung — Warte-

und Arbeitszimmer, links die beiden Zimmer meiner Karoline. Dort ſitzt ſie am Fenſter hinter ihren Blumenſtöcken und ſtrickt oder näht, juſt noch ſo ſtill anmuthig wie damals, als ſie, eben achtzehnjährig, mein Weib wurde. Sie hat hübſche Ausſicht dort; uns gegenüber ſteht kein Haus mehr, die Probſteiſtraße mündet hier; grad herunter liegt die alte Probſtei, ſie ſcheint die Gaſſe abzuſperren. Line kann die hohe ſpitze Thüre in der Mauer beobachten und ſieht die Wipfel der Ulmen in dem Garten ſchwanken. Im Winter ſcheint deutlich der dreiſtöckige ſchmale Fachwerkbau hinter dem kahlen Gezweig hervor. Es gab einmal eine Zeit, da habe ich nicht gern auf die Thüre geſchaut — doch ich ſpreche ja eben vom Fenſterplatz meiner Line. In der Niſche hängt ein epheuumſponnenes Bild, ein Mädchenkopf iſt es, en miniature auf Elfenbein gemalt. Unſagbar lieblich ſchaut es aus dem ſchmalen Goldrähmchen. Von dieſem blauſchwarzen Lockenkopf wollte ich erzählen.

Vor ungefähr zehn Jahren pflegte ich wöchentlich ein- bis zweimal auf meinen Krankengängen jenes Haus drüben, die Probſtei, zu beſuchen. In der Nähe ſah man recht deutlich, wie es ſeinem Verfall entgegenging. Seine Beſitzer kümmerten ſich nicht mehr darum, ſie bauten ſich auf den angrenzenden Gütern neue ſchönere Schlöſſer, höchſtens galt es einmal als Abſteigequartier, wenn einer der Freiherren genöthigt war, von Amtswegen im Städtchen zu verweilen. Um

jene Zeit aber war es bewohnt, d. h. der mittlere Stock, und zwar hauſte in den getäfelten finſtern Zimmern eine entfernte Verwandte der Familie mit ihrer Tochter; eine Gräfin Seefeld, und ich hatte die Ehre, den Hausarzt ſpielen zu dürfen.

Sie war eine blaſſe leidende Frau, die nur die allerbeſcheidenſten Mittel zum Leben beſaß, aber das durfte man um Himmels willen nicht bemerken. Es iſt ja ein Talent, das der liebe Gott uns Aerzten den nervöſen Frauen gegenüber verliehen hat, möglichſt auf alle Schrullen eingehen zu können; und ſo ließ ich mir denn mit wahrer Engelsgeduld immer und immer wieder erzählen, daß ſie dieſe kleine weltferne Stadt nur gewählt habe, weil das laute Treiben der großen Geſellſchaft ihren geſtörten Nerven nicht zuſage, und daß ihr Aufenthalt hier lediglich ihrer Neigung zur Ruhe und Stille entſpreche. Ich nickte mit dem Kopfe, gab ihr Recht und ſah weder das ſchadhafte ſchwarze Seidenkleid, noch das die größte Dürftigkeit verrathende Um und Auf der ganzen Umgebung.

Sie fügte dann noch regelmäßig hinzu: „Freilich, wenn die Ilſe erwachſen iſt, muß ich zurück in die große Welt; eine Zeit lang wenigſtens.“

„Bis ſich das Komteßchen verheirathet —“ pflegte ich zu bemerken.

Und dann blitzten die matten Augen auf. „Ja, lieber Doktor, ſie iſt ſehr ſchön, ſie wird einmal Aufſehen machen, nicht wahr?“

Ja, ſchön war ſie! Als hätte der alte im Erlöſchen begriffene Stamm der Seefeld's noch eine letzte Wunderblüthe getrieben, ſo hold war das Mädchen. Dabei keine Spur von der kühlen, künſtlich anerzogenen Vornehmheit, die ſich ſcheut, dem Mitmenſchen eine wunde Stelle zu zeigen; — nein, die Ilſe war ſo friſch wie ein echtes Kind, natürlich wie das Vöglein, welches durch die Ulmen vor ihren Fenſtern flatterte. So oft es thunlich war, lief ſie zu uns herüber, aus den öden großen Zimmern, aus der Nähe der vornehmen kalten Mutter in das ſonnige Stübchen meiner Line, hockte auf der Eſtrade, machte ihre erſten kleinen Nähverſuche, herzte und küßte mein blondes Weib, klimperte auf dem Klavier, lachte wie ein Kobold und ließ, wenn ſie wie ein Wirbelwind zur Thür hinaus war, eine Stille zurück, die oft genug Thränen in die Augen meiner Frau trieb. Sie war gar ſo unglücklich, weil wir keine Kinder hatten.

Um der Ilſe willen konnte ich auch gar ſchlecht vorbeigehen an der ſpitzbogigen Thüre drüben. Kam ich aber einmal wirklich ein paar Tage nicht, weil ich abſolut keine Zeit fand, ſo erſchien gar bald die alte weißköpfige Maruſchka und hieß mich im Namen ihrer Gebieterin herüberkommen, denn die Frau Gräfin könne meinen Rath nicht entbehren. Nun, ich ging — wie ſchon geſagt — um des Kindes willen, denn ein anderer Lohn als ein dankbarer Blick dieſer jungen blauen Augen iſt mir eigentlich nie geworden, wohl

aber manche Geduldsprobe, denn die Gräfin war mit allen Unarten einer nervöſen Frau beſtens ausgerüſtet und verſtand es, ihren Arzt auf die denkbarſte Weiſe zu quälen — Himmelſakrament! Mehr als einmal bin ich in hellem Zorn gegangen und habe die Thüre hinter mir zugeſchlagen, daß ich meinte, der alte, dreiſtöckige Bau erbebe in ſeinen Fugen; mehr als einmal habe ich den Brief, der die Bitte enthielt, die Gnädige möge ſich nach einem andern Hausarzt umſehen, fertig daliegen gehabt. Wenn dann die Ilſe in mein Zimmer huſchte, wenn die großen Augen mich angſtvoll anſchauten, ließ ich mich doch wieder hinüberzerren und mir ein neues Leiden beſchreiben, das ſich unfehlbar über Nacht erſt eingefunden hatte.

Nun, es giebt einmal nervöſe Frauen in der Welt, und daß dieſe nervös geworden, war ſchließlich kein Wunder. Der Mann ein Wüſtling, der Alles verlumpte; der einzige Sohn, der Majoratsherr, auf deſſen Schutz und Hilfe die Wittwe mit der jungen Tochter allein angewieſen war, im Duell gefallen — um ein Nichts; die Güter an fremde, nur dem Namen nach bekannte Menſchen gekommen, und keine weitere Zuflucht als hier in dem kleinen märkiſchen Städtchen, aus Gnade und Barmherzigkeit in der verfallenden Probſtei; ſich durchſchlagen zu müſſen mit zweihundert Thalern jährlich: nun, es läßt ſich entſchuldigen, daß die Laune der Dame nicht immer, oder vielmehr niemals, eine roſenfarbene war. Ihre ganze Hoffnung klammerte

ſich an die aufblühende Schönheit der Tochter. Sie beſaß noch Brillanten und hütete ſie mit Argusaugen; eher wäre ſie geſtorben, eh ſie einen Stein davon verkauft hätte. Als ich einmal auf Luftveränderung beſtand, weil ſie allzu elend war, eröffnete ſie mir, daß ſie wohl in der Lage ſei, ſich dieſe zu erlauben, aber daß ſie das Kapital behalten müſſe für Ilſe's Zukunft. „Eine oder zwei Saiſons in Berlin — und Ilſe iſt verſorgt, lieber Doktor!“ Darauf ſchwur ſie. Nichts war ihr ſchwer, kein Opfer zu groß für das Kind. Und die launiſche kränkelnde Frau wuchs trotz ihres unleidlichen Hochmuthes zu einer Heldin empor in meinen Augen, wenn ich ſah, wie ſie mit peinlicher Regelmäßigkeit den Unterricht der Tochter leitete, nie eine Lektion verſäumend, nie eine Ermüdung verrathend. Und ach, wie oft ſank ſie nach ſtundenlangem Unterrichten zuſammen, einer Ohnmacht nahe!

„Sie ſtrengen ſich zu ſehr an, meine Gnädige,“ wagte ich einzuwenden.

Dann richtete ſie ſich empor. „Ich bin meiner Tochter eine Erziehung ſchuldig.“

„Ja, ja! Aber wir haben gute Lehrer hier. „Laſſen Sie der Komteſſe Privatſtunden geben,“ ſtellte ich vor.

„Hier?“ fragte ſie. Es war ein Ton aus Erſtaunen, Verachtung und Ueberlegenheit zuſammengeſetzt, und dabei lag ein Zug um die blaſſen Lippen, ſo ironiſch, daß ich dachte: lehre Dir meinetwegen die

Schwindsucht an den Hals, ich werde nichts wieder sagen! Als ob wir hier sammt und sonders Idioten wären, als ob wir keine Ahnung von dem hätten, was so ein Komteßchen zu lernen braucht, um dermaleinst auf den Heirathsmarkt gebracht zu werden!

Immer freilich gingen die Erziehungsversuche der Mutter nicht glatt durch; dieses lächelnde, liebliche Kind hatte einen Charakter. Was die Kleine sich einmal vorgenommen, das führte sie aus, immer und immer wieder kehrte sie zu ihrer Idee zurück, und es war stets ein gesunder Gedanke darin, es war Logik. So z. B. kam eines Sommerabends — die Ilse war ungefähr sieben Jahre alt geworden — Maruschka, die polnische Dienerin, eilig herüber gelaufen, der Herr Doktor möge gleich kommen, die Kleine habe einen Zufall. Nun, ich ging, und die Mutter, die mich empfing, theilte mir folgendes mit: Irgend Jemand hatte dem Komteßchen eine Puppe geschenkt, eine etwas derbe Bäuerin in rothem Rock, mit blauen Bändern an dem Mützchen und sonst noch allerlei Farbenpracht. Die Frau Gräfin war aber der Meinung, man dürfe Kindern nichts Geschmackloses zum Spielen geben. Zum Unglück ward diese Puppe der Liebling ihrer kleinen Herrin — Gott weiß warum? Wie Kinder so sind! Und eines Tages war der Liebling fort, nota bene — die Mutter hatte ihn in's Feuer gesteckt.

Mit heißen Thränen wurde nun im ganzen Hause

gesucht, im Garten, überall; und das Kind regte sich dabei so auf, daß die Gräfin genöthigt war, zu mir zu schicken. Sie führte mich zu der Kleinen, die schluchzend und fiebernd auf dem Sopha lag, und setzte sich zur Seite mit einer neuen wunderschön ausstaffirten Puppe.

„Ich will nicht! Ich will nicht!“ schrie die Kleine, schon völlig heiser und schlug nach dem Spielzeug, „ich will meine liebe Puppe wieder haben!“

Ja, was konnte ich thun? Zureden half nicht. Die Gräfin legte endlich die neue Puppe mit Gewalt in des Kindes Arm. Da sprang es auf, lief zum offenen Fenster und warf die Puppe hinaus. „Ich will keine neue!“ jammerte sie und sah mich an mit den trostlosen Kinderaugen.

Ich winkte der Gräfin, mich allein zu lassen mit Ilse, nahm das zuckende Händchen und ließ mir erzählen. Sie hatte die Puppe so furchtbar lieb, sie wollte keine andere. Ich redete ihr zu, stellte ihr vor, die Puppe sei häßlich gewesen, nicht passend für sie — vergebens. Sie nahm beruhigende Tropfen, sie schlief auch endlich ein, aber Faktum blieb es — sie hat nie wieder mit einer Puppe gespielt.

So war denn allmählich aus dem Kinde ein Mädchen geworden, und ein schönes freundliches Mädchen; im Uebrigen wenig nach dem Herzen der Mutter.

„Welch ungenirte Sprache!“ klagte die Gräfin gegen mich: „Doktor, das hat sie von Ihnen; ich muß Sie bitten, jetzt reservirter zu reden.“

Ich machte ein verwundertes Geſicht. Allerdings, franzöſiſche Brocken verſtand ich gar nicht zu verwenden, war mir aber ſonſt nichts Böſes bewußt. Ich ſah in Komteſſe Ilſe's lachende Augen und mußte heimlich mitlachen.

Aber leid war es mir doch, daß ſie ſeltener und nur flüchtig in mein Haus kam, daß ſie ſo langſam in dem ſchleppenden Kleide über die Straße ſchritt und die Augen nicht mehr aufzuſchlagen getraute. Freilich, ſobald ſie in das Zimmer meiner Line trat, war ſie die Alte; da lachte und kicherte ſie, da ſpielte ſie einen Walzer auf dem Spinettchen und die kleinen Füße traten den Takt dazu. Zuweilen aber ward es mäuschenſtill, dann hockte ſie vor dem kleinen Bücherſpinde meiner Frau. Ein Bücherſchrank war in der Probſtei nicht zu finden, wenigſtens nicht mit guter deutſcher Koſt. Die junge Seele hatte eben gedarbt bei den franzöſiſchen Ragouts, welche die Frau Mama ſchon auswendig gelernt hatte in ihrer Jugend; und die Ilſe beſaß ein geſundes deutſches Gemüth, ſchönheitsdurſtig und ein bischen ideal. Was thut aber eine Dame von Welt mit Sentiments? Das iſt kleinſtädtiſch, Schneidermamſellenton. — Ja, wer kann dafür, daß es bei Ilſe anders war? Ich ſehe noch ihr entzücktes Geſicht, die Augen voll Thränen, als ich ihr an einem Sonnabend vor Oſtern den Spaziergang aus dem Fauſt vorlas:

„Vom Eiſe befreit ſind Strom und Bäche —"

Sie ſagte kein Wort, ſie weinte nur. Dann wollte ſie das Buch haben.

„O nein, kleines Komteßchen, wir ſind erſt ſiebzehn, und wenn Mama es erführe? — Später, ſpäter!“

„Ich verrathe Mama nichts!“ ſagte ſie feierlich.

Ich ſchüttelte lachend den Kopf. „Kommen Sie herüber, Kind, ſo oft Sie wollen — ich leſe Ihnen gern vor. Aber mitnehmen — nimmermehr!“

So kam ſie denn öfter wieder, als ſonſt. Sie durfte auch jetzt vom Lernen ruhen, ſie ſollte friſch und blühend ausſehen, denn nach Weihnacht, vielmehr nach Neujahr ging es, zwar nicht nach Berlin, aber dafür an einen kleinen thüringiſchen Hof, allwo die junge Schönheit ſo ſtrahlend wie möglich auftauchen ſollte. Die Gräfin unterhandelte mit einem Juwelenhändler und mit verſchiedenen Konfektionsgeſchäften in der Hauptſtadt, und ſie ſchüttete mir ihr ſorgenvolles Herz aus, daß das Töchterchen ſo keinerlei Intereſſe an dieſen Vorgängen verrathe.

„Aber,“ tröſtete ſie ſich ſelbſt, „der Löwe hat noch kein Blut geleckt, beſter Dokter, ſie wird doch auf=athmen in ihrer eigentlichen Lebensluft.

Es war an einem düſtern Oktobertage, als die Dame ſo geredet. Ilſe wußte ich bei meiner Frau: der einzige Verkehr, der dem armen Dinge geſtattet war. Ich ging kopfſchüttelnd die Treppe hinunter, denn das Experiment der Frau Mama, die Tochter allein nach

D. zu ſchicken, in das Haus eines Vetters, den ſie, ebenſo wie ſeine Familie, kaum kannte, nur zu dem Zweck, das junge Kind in die bunte, oft recht bunte Welt zu ſchleudern und hoffentlich mit glücklichem Wurfe einem reichen Kavalier in die Arme, das machte mich ſtaunen, zweifeln und bangen. Das Mädchen war mir an's Herz gewachſen, ſo feſt, als wär's mein eigenes Kind. Ja, wenn die Mutter wenigſtens mitginge, aber — das Kapital ſchien nicht zu reichen, oder — Gott weiß es — genug, Alſo ſollte allein zum Vetter Kammerherrn nach D.

Noch in tiefen Gedanken trat ich in mein Haus und in das Zimmer meiner Line. Es war ſchon ein wenig dämmerig, der Flammenſchein des Kachelofens ſpielte deutlich auf dem Fußboden. Meine Frau war nicht in der Stube, aber dafür traf ich eine andere Geſellſchaft bei der Ilſe. Sie lehnte am Klavier und drehte wie verlegen eine purpurrothe Ranke des wilden Weines zwiſchen den Fingern. Vor ihr aber, den Rücken mir zuwendend, ſtand ein Mann im Reiſe-Ueberzieher, ein großer ſchlanker Menſch mit braunem Haare.

„Potz tauſend — Du biſt es, Ernſt!“ rief ich und hielt ihn am Herzen.

„Ja, Onkel, verzeih die Ueberraſchung! Ich bin auch ſchon furchtbar —“. Er verſchluckte das Wort. „Ich denke, Tante ſitzt da vor dem Bücherſpind, und —“ Das hübſche Männergeſicht wurde dunkelroth. „Ver-

zeihen Sie, mein Fräulein!“ wandte er ſich an das lächelnde Mädchen.

„Ernſt Klauß, königlicher Baumeiſter!“ ſtellte ich vor, „Gräfin Iſabelle Seefeld!“

Er wurde einen Moment noch röther, verbeugte ſich und fügte hinzu: „Ich bin auf der Reiſe nach B., um dort einen Kirchenbau zu leiten.“

Meine Line aber kam ganz harmlos angebummelt, ſo ohngefähr nach einer Stunde. Und als ich ihr auf dem Hausflur entgegen trat und ihr ganz gerechtfertigte Vorwürfe über ihr langes Ausbleiben machen wollte, ward die kleine Frau böſe und meinte, einen Wintermantel hätte ſie kaufen müſſen, denn nächſtens würde es ſchneien und man dürfe nicht bis zum letzten Augenblick warten; ſie könne doch nicht wiſſen, daß der Ernſt kommen würde. Sie würde gleich das Abendeſſen beſorgen.

Ich wollte als gehorſamer Mann ſofort ihrer Weiſung folgen, da klingelte es. Eine Frau, ihr huſtendes Kind in Tücher gewickelt auf dem Arme, erſchien und wollte den Herrn Doktor ſprechen. So hielt mich wieder die Pflicht davon ab, an Näherliegendes zu denken, denn — wer weiß — wenn die Frau mit dem Kinde nicht gekommen und hinterher die bleichſüchtige Schneiderin mit dem Magenkrampf, und der Lehrjunge vom Materialgeſchäft nebenan mit dem ſchlimmen Finger, ſo hätten jene Beiden nicht Zeit gefunden, ſich ſo tief in die Augen — Na freilich, das

iſt thorhaft, ich hätt's auch nicht geändert; was ſein ſoll, ſchickt ſich immer.

Wie ich zwei Stunden ſpäter hinüber komme, da finde ich die Beiden noch allein in der völlig dämmerigen Stube, aber nicht mehr ſtumm. Hei, das erzählte und ſchwatzte, als wären ſie jahrelang bekannt!

„Wo iſt denn meine Frau?" — Ja, du lieber Gott! Die ſteckte in der Küche und briet einen Rehſchlegel für den Sohn ihrer Schweſter.

Ich zündete die Lampe an, ſtellte ſie auf den Tiſch und beobachtete, wie ſich die Beiden anſchauten bei der plötzlichen Helle und freute mich über ſie. Es giebt für das Auge des Arztes keinen erquickenderen Anblick wie ſo ein junges blühendes Menſchenantlitz. Und dieſe Beiden waren nicht nur geſund an Leib und Seele, ſie waren auch ſchön! Er iſt mein eigener Neffe, aber ich muß es wiederholen, er war in ſeiner Art ſo ſchön, wie die Ilſe in ihrer. Groß und ſchlank und gewachſen wie eine Tanne, die Augen ſo klar und blitzend, und ſo friſch das ganze Weſen, ſo — mit einem Worte — kerngeſund.

Ein Prachtjunge! Er war gerade fünfundzwanzig Jahre damals.

Ilſe wollte nicht zum Abendeſſen bleiben. Sie band ſich ihr Mäntelchen um und empfahl ſich bald. Als wir aber in der Hinterſtube beim Rehbraten ſaßen und die Gläſer, mit altem Rothwein gefüllt, ſich trafen, da lugte ihr dunkles Köpfchen wieder zur Thür herein.

„Darf ich ſtören?“ fragte ſie in ihrer lieblichen Weiſe. „Mama hat Kopfſchmerzen und liegt zu Bette; ich bin ſo allein drüben.“

Und nun ſaß ſie zwiſchen mir und Ernſt und hörte geduldig an, wie er von ſeiner kränklichen Mutter ſprach, von ſeinen Studien, von ſeiner jetzigen Stellung und von allerhand Familienerlebniſſen. Als es zehn Uhr ſchlug und die Ilſe ſich zum Aufbruch rüſtete und ich ſie, wie immer, hinüberbegleitete, ſchloß er ſich an und wir wanderten im blaſſen Mondenſchein durch die einſame Straße nach der Probſtei hinüber. An der Thür wandte ſie ſich noch einmal um, und ihre Augen ſuchten Ernſt; es war ein ſcheuer glücklicher Blick, ich hab's ſo deutlich geſehen und wunderte mich, habe aber nicht weiter darüber nachgedacht. Wenn ich es mir ſpäter vergegenwärtigte, ſo iſt mir immer eine Schuppe nach der andern von den Augen gefallen. Aber damals? Ich ſah in dem Kinde eben nur die Tochter der vornehmen Frau, eine künftige Gräfin oder Hofdame oder ſonſt etwas Aehnliches. Der hübſche Junge erſchien mir ebenſo ungefährlich, wie er der Gräfin erſchien, die en passant durch die Komteſſe oder durch mich von meinem Hausbeſuch erfuhr. Wer ſteckt denn aber in ſolch jungem Volk?

Ilſe kam noch öfter während der vierzehn Tage, die er in unſerem Hauſe verlebte, und ſie ſprachen mit einander, hübſch und nett, über lauter arg vernünftige Sachen. Er ſchwärmte für Grillparzer und

deklamirte ihr hier und da eine Stelle, und sie horchte auf mit leuchtenden Augen und versprach, ganz gewiß die Werke lesen zu wollen. Ob sie sonst noch etwas geredet am brennenden Kachelofen in Line's traulicher Stube — ich weiß es nicht; mit harmloseren Blicken als ich konnte kein Mensch diese Beiden betrachten.

Dann war er fort. Er hatte mir so sonderbar und lange die Hand geschüttelt und von baldigem Wiedersehen gesprochen. Ilse aber erschien mir, als sei sie gewachsen, als seien ihre Augen glänzender geworden. Sie saß stiller als sonst hinter ihrer Weihnachtsarbeit meiner Frau gegenüber. Wenn sie je früher eine übermüthige kleine Aeußerung gethan hatte, so von der Höhe ihrer Geburt herab, so war sie jetzt mäuschenstill von solchen Dingen; nur einmal sagte sie etwas wie: der Adel liege im Menschen selbst, er käme von innen heraus aus der Seele; das angeerbte Wappen sei noch nicht einmal Bürgschaft für den Adel der Seele.

„Herr Jesus!" rief Line erschreckt, „Komteßchen Ilse, sagen Sie das nicht der Mama!"

Da schlug sie die Augen auf und fragte ernsthaft: „Warum nicht? Ich habe den Muth, ihr noch viel mehr zu sagen."

„Nun," scherzte meine Frau, „in sechs Wochen denken Sie anders, wenn Sie erst einmal mit dem jungen Xschen Prinzen über das Parkett im Schlosse geflogen sind."

„Wer weiß es!“ erwiderte ſie leiſe.

So kam das liebe fröhliche Weihnachtsfeſt heran. Am Tag vor dem heiligen Abend ſah ich die Maruſchka auf der Straße, die unter der Laſt von zwei mächtigen Kiſten ſeufzte.

„Nun, nun,“ redete ich ſie an, „da kommt ja das Chriſtkind ſehr reich!“

„Für die Komteſſe,“ erwiderte die Alte, „und was ſchon Alles da iſt, eine Ausſtattung wie für 'ne Braut, und ein deckenhoher Tannenbaum dazu!“

An der Ecke des Poſtgebäudes aber kam mir die Komteſſe ſelbſt entgegen. Als ſie mich erblickte, ſchien es, als wollte ſie in eine Nebengaſſe biegen; jedenfalls fuhr die kleine Hand blitzſchnell mit einem Brief in den grauen Fehmuff, und unter dem Filzhütchen hervor, vom blauen Schleier umweht, ſchaute ihr liebes Geſicht dunkelroth zu mir herüber. Nun, vor Weihnacht hat Jeder ſeine Heimlichkeiten. Sie reichte mir auch nur ihre Linke und ſah an mir vorbei in ein Schaufenſter; ich fühlte, wie die Hand zitterte.

„Ich komme wie immer heute Abend, lieber Herr Doktor, und hole mir das Marzipanherz,“ ſagte ſie. „Um ſechs Uhr bin ich zur Stelle, um acht erſt beſchert Mama.“

„Da wird's was geben!“ neckte ich, im Begriff weiter zu ſchreiten. Aber ſie hielt mich feſt an der Hand, und als ich ſie aufmerkſam betrachtend ſtehen blieb, war es mir, als ob ſie ſprechen wolle.

„Nun, Komteßchen?“

„Heute Abend!“ ſtammelte ſie und ſchritt ſo haſtig fort, daß ich ihr kopfſchüttelnd nachſah.

Als ich in der Dämmerung heimkehrte von der Praxis, roch es ſchon ſüß weihnachtlich im Hauſe nach friſchen Kuchen, Tannengrün und Wachslichtern. In der Küche ſtand die Line und ſchuppte Karpfen zum feſtlichen Schmauſe.

„Fertig mit Allem!“ rief ſie mir fröhlich entgegen, „nur der fatale Schuſter läßt mich diesmal ſitzen. Na, aber es iſt noch eine Viertelſtunde bis ſechs Uhr. Alter, Du mußt in den Keller, ich hab' eine Ahnung — glaub's mir, der Ernſt kommt.“

Ich zog den Hausrock an und ſtieg in den Keller. — Ich kann nicht ſagen, wie heimlich mir die Weihnachtsabende immer geweſen ſind, und wie traulich ſie meine Line zu machen verſteht. Ich wußte ja, daß an jedes arme Krankenbette heut ein freundlicher Gruß von ihr getragen war; ich wußte, daß Viele heut unſeres Hauſes mit dankbaren Herzen gedachten, daß Alles, was uns nahe ſtand, erfreut wurde, bis auf den Hektor herunter, der ſein Bratwürſtchen unter dem brennenden Baume finden würde. Ich freute mich auf des Komteßchens blaue Augen, es gab doch immer einen Spaß, und auf die Kiſte des Studienfreundes, der ich jedes Jahr einen weſtfäliſchen Schinken nebſt Pumpernickel entnehmen durfte. Und ich freute mich auf die behagliche Stunde, wo ich neben meiner Line auf dem

Sopha ſitzen und die Flämmchen des brennenden Baumes ſehen und ſchwatzen konnte von fernen Tagen und von den Weihnachtsabenden des Elternhauſes.

Ja, man ſoll ſich nur freuen!

Es ſchlug ſechs und halbſieben Uhr — Ilſe kam nicht.

„Sie wird ſo viel zu ſchauen haben drüben," meinte Line, „ich zünde immer an." Sie verſchwand in der Weihnachtsſtube und klingelte dann. Aber ich ſtand mit ſeltſamer Unruhe in dem kerzenhellen Zimmer; ich horchte hinaus, es fehlte mir Etwas.

Auch Line wurde ſtill. Sie bewunderte zwar das ſo heiß gewünſchte, ſchwarzſeidene Kleid und ich die Pantoffeln; das Mädchen verſchwand ſtrahlend mit ihren Geſchenken, und Hektor fraß die Wurſt. Dann aber ſaßen wir alle Drei, die Frau, der Hund und ich und ſahen ſtumm einander an. Ebenſo ſtumm aßen wir zu Abend und löſchten die Kerzen des Baumes.

Es war doch unrecht von dem Komteßchen; der letzte Weihnachtsabend, und ſie blieb aus!

Da, als wir eben in das Schlafzimmer treten wollten — der gellende Ton der Glocke; Himmelſakrament, was iſt das nun wieder?

Wir hörten, wie die Dörte eilig zur Thüre lief, hörten Stimmen, aufgeregte, halb kreiſchende Stimmen, dann ſtürzte die alte Maruſchka der Gräfin in die Stube.

„Herr Doktor, kommen Sie doch, kommen Sie doch — unſer Kind — unſer Komteßchen!“

So ſchnell bin ich noch nie zum Hauſe hinaus gekommen und die verſchneite Straße hinunter, nach der Probſtei. Mit zwei — drei Sätzen war ich die alte, ächzende Wendeltreppe hinan und durch den Vorflur in Ilſe's Schlafzimmerchen.

Der erſte Blick auf das Bette — es war leer; aber dort am Kachelofen lehnte das Mädchen, und bei dem flackernden Schein des Lichtes ſah ich faſt entſtellte Züge.

„Komteſſe?“ fragte ich.

„Es iſt ſchon vorüber,“ antwortete ſie mit mühſam beherrſchter Stimme, „es iſt Alles vorüber, lieber Doktor, ich ſtehe ſchon wieder auf gleichen Füßen. Geben Sie mir die Hand, — ich bitte Sie, ſagen Sie ihm — —“ Weiter kam ſie nicht, denn die Mutter erſchien auf der Schwelle.

„Was war denn, Frau Gräfin?“

„Sie ſprach im Fieber, ſie phantaſirte,“ erwiderte die blaſſe Frau, und ihre Augen muſterten mich von oben bis unten. „Schreiben Sie eine niederſchlagende Limonade auf, da Sie einmal gerufen ſind, und ſchicken Sie den Trotzkopf zu Bette.“

Ilſe ſah mich an und lächelte wie verächtlich. „Ich danke — ich bin völlig wohl und bei klaren Sinnen,“ ſagte ſie. „Gute Nacht, Herr Doktor! Um Gotteswillen, gehen Sie!“

Ich wandte mich ärgerlich. Es war klar, es hatte etwas gegeben; aber darum mich erst zu holen und nachher so abfallen zu lassen, wie einen — da hört doch Alles auf! „Gute Nacht!“ sagte ich kurz und ging aus der Thüre. Ich tastete auf dem stockdunkeln Flur umher, ohne den Ausgang finden zu können, ich hörte von drinnen noch ein frostiges „Gute Nacht, Mama!“ — rannte an einen Kleiderständer und wollte schon nach Licht rufen, da fiel ein heller Schein in den dunklen Raum, eine Gestalt huschte daraus hervor, zwei weiche, zitternde Mädchenarme schlangen sich um meinen Hals und ein thränenbethautes Gesicht drängte sich an meine Wange. „Grüßen Sie ihn,“ schluchzte sie, „sagen Sie ihm, ich wäre das unglücklichste Geschöpf, das auf Erden lebt! Ich habe ihn lieber, als er glauben wird, als er denken kann!“ Und noch einmal stürmisch ihre Arme um meinen Hals, ihre weichen Lippen in meinen Bart —, „Dank für Alles, Du guter Onkel Doktor, was mir das Leben verschönt hat!“ Dann noch ein Kuß, ein leise geflüsterter Gruß an ihn, und sie war verschwunden.

„Daraus soll ein Anderer klug werden!“ murmelte ich vor mich hin und wischte mir die Thränen des Mädchens aus dem Bart oder meine eigenen? „Ist ja ein schauderhafter Weihnachtsabend!“

Wie ich dann ganz verstört in meiner Frau Stube komme, wen erblicken meine Augen? — den Ernst, blaß wie eine Leiche; und seine zitternden Hände streckten

ſich mir entgegen, während die Line ſtarr wie ein Wachsbild in der Sophaecke ſitzt.

„Was bringſt Du, Onkel?“ fragte er haſtig.

„Nichts, mein Junge —.“

„Du warſt eben bei ihr, Du mußt wiſſen, wie die Sache abgelaufen iſt!“

Ich ſah ihn an, halb ſtaunend, halb mitleidig. „Armer Junge, ich hätte Dich für geſcheiter gehalten,“ drängte es ſich über meine Lippen.

„Sie giebt mich auf?“ fragte er, faſt heiſer.

„Sie läßt Dich grüßen, wenn Du der ‚Er‘ biſt, von dem ſie mit Thränen flüſterte.“

„Nichts weiter?“ ſtieß er hervor.

„Sie ſagte zu ihrer Mutter, ſie wäre klar bei Sinnen —.“

Er lachte kurz auf und ſetzte ſich auf einen Stuhl, trank haſtig einen Pokal heißen Weines und blieb ſtumm.

„Aber Ernſt,“ begann Line jammernd, „wie konnteſt Du auch denken, daß die Mutter es zugeben würde — ſie — —“

Da fuhr er auf, ſah nach der Uhr und erhob ſich. „Um halb Zwölf geht der Eilwagen; gute Nacht! Verzeiht, daß ich Euch ſtörte!“

Haſtig nahm er den Hut vom nächſten Stuhl und ehe wir uns beſinnen konnten, ſchlug die Hausthür, und er war gegangen.

„Weißt Du Näheres?“ fragte ich die weinende Line.

„Das, was er mir mittheilte, als er so plötzlich vor mir stand," schluchzte sie. „Sie lieben sich schon seit dem Herbst, sie haben sich geschrieben, und heute wollte es Ilse der Mutter sagen und sie zur Erlaubniß bestimmen, den Ernst Klauß heirathen zu dürfen. Vorher waren sie mit einander in der Weihnachtspredigt, da hat Ilse geweint und gebetet. Sie hatte ihm gesagt: ‚Sobald ich Mama's ‚Ja'! habe, komme ich zu Doktor's, warte dort.' Er hat aber vor der Probsteithüre gewartet; da ist nun plötzlich Maruschka vorübergestürmt, dann bist Du mit ihr zurückgekommen, und nun hielt er es nicht länger aus und kam zu mir."

‚O Jugend, o Leichtsinn!' dachte ich, und blitzgeschwind rann mir eine Thräne in den Bart. Ich sah ja noch immer das furchtbar veränderte Gesicht der kleinen Ilse vor mir. „Das ist hoffnungslos!" sagte ich laut, und Line nickte dazu und barg die weinenden Augen in ihren Händen. „Wie sie mich dauern!" schluchzte sie.

Richtig! Am andern Morgen fuhr ein schwerfälliger Kutschwagen durch den Schnee der Gasse; ich sah einen Moment einen blauen Schleier wehen, eine kleine Hand an der Glasscheibe — und Komtesse Ilse war fort.

Maruschka begleitete sie bis zu der drei Stunden entfernten Bahnstation. Durch die Post erhielt ich aber am selbigen Tage noch ein Schreiben des Inhaltes, daß sich die ergebenst Unterzeichnete — Gräfin Seefeld — veranlaßt gesehen, einen andern Hausarzt zu

wählen, da ich das große Vertrauen, das ſie mir allezeit geſchenkt, nicht zu rechtfertigen gewußt habe. Eine ſehr kleine Summe war hinzugefügt.

Auch gut, Frau Gräfin! — Man wird ja oft unverdienter Weiſe gekränkt — das hier bringt mich auch nicht um. Ein Arzt bekommt nach und nach eine Art Elefantenhaut, ſonſt könnte er gar nicht weiter leben. Mir ging nur das blaſſe Mädchengeſicht nicht aus dem Sinn.

Nun, es half nichts. Meine Line aber grämte ſich heimlich faſt entzwei; ich wußte nicht, galt es mehr dem Neffen, der ihr auf keinen Brief antwortete, oder der kleinen Ilſe? Denn ſprechen thaten wir nicht mehr darüber.

Und eines Vormittags im April, die Bäume blühten juſt, brachte der Poſtbote ein großes Schreiben mit rieſigem Wappenſiegel darauf und der neunzackigen Krone. Als Line es von außen genug beſchaut hatte und nun neben mir ſtand, neugierig was es ſei, ziehe ich aus dem Kouvert eine Karte, und da ſteht denn deutlich zu leſen:

„Die Verlobung ihrer einzigen Tochter Iſabella mit Sr. Erlaucht dem Grafen Edwin von Mayenbach-Emmingen zeigt ergenſt an

Gräfin Olga Seefeld geb. Gräfin Olkowska.“

„Na Line, da iſt's ja denn in Ordnung,“ ſagte ich.

Aber Line wollte ſich nicht tröſten laſſen, ſie weinte zum Herzbrechen; ſie hatte die Ilſe anders

taxirt. Wie es denn möglich wäre, wie es denn möglich wäre! Und das hätte ſie nie geglaubt, daß ein Mädchen ſo leicht vergeſſen könne!

Ich kränkte mich nur innerlich, nahm Hut und Stock und ging in die Stadt Hamburg zum Morgenbier — Na natürlich, alle Welt wußte ſchon die Neuigkeit und ein junger Gerichtsreferendar gab Auskunft über Se. Erlaucht; er war aus Mayenbach gebürtig. Unmenſchlich reich ſei der Graf, aber ſchon bejahrt und keineswegs beliebt, dazu eine ſtürmiſche Vergangenheit! So lautete das Nationale.

Arme kleine Ilſe!

Wir gratulirten nicht, das konnten wir eben nicht über's Herz bringen. Ich fragte nur einmal die Maruſchka, wann die Hochzeit ſtattfinden werde, und hörte, daß Frau Gräfin ſehr ungehalten ſei, — die Braut habe ſich noch ein ganzes Jahr der Freiheit ausgebeten, die Gnädige hoffe aber doch, den Widerſtand des Komteßchens zu beſiegen.

„Kommt Gräfin Ilſe zurück?“

Maruſchka ſchüttelte das graue Haupt. „Wir gehen nach D. in ſpäteſtens zwei Wochen.“

Zum vierten September, meinem Geburtstage, an dem ſonſt immer eine liebe Geſtalt in aller Morgenfrühe mit einem Strauß Monatsroſen über unſere Schwelle getreten war, kam diesmal ein kleines Paket, an mich adreſſirt; und als ich es, ſchon gerührt, öffnete, da blickt mir das reizende Mädchengeſicht ent-

gegen, gar zierlich auf Elfenbein gemalt. Aber wie ernſt und wie verändert! Auf die Rückſeite der Platte hatte ſie mit Bleiſtift geſchrieben: „Wie man von Todten Gutes ſpricht, — verdammt mich nicht!“

„Nun ſchiltſt Du mir nicht mehr, Line,“ ſagte ich weich, „es iſt klar, man hat ſie gezwungen zu der Verlobung.“ Da weinte Line nur ſtill und hing das Bild an ihren Fenſterplatz.

Das Leben ging dann ſo ſeinen ebnen Weg weiter fort, aus Herbſt wurde Spätherbſt, der Wind wehte die Blätter von den Ulmen und durch das kahle Gezweig ſchimmerten die mit Läden geſchloſſenen Fenſter des leeren, großen Hauſes drüben. Der Winter brachte die alten, böſen Gäſte in die Wohnungen der Menſchen, Huſten, Fieber und Rheuma. Da hat unſer Einer ſo viel zu denken; mir blieb kaum Zeit mich zu freuen, daß der Ernſt nach Italien gereiſt war, wie ſeine Mutter uns ſchrieb. Line aber machte ſeit langer Zeit zum erſten Male ein weniger trauriges Geſicht, und am erſten Advent lag, wie jedes Jahr, bunte Wolle auf dem Nähtiſche neben den angefangenen unvermeidlichen Schlafſchuhen, die ich nie ſehen ſollte und doch ſo oft ſah.

„Ich glaube, Alter,“ meinte ſie, „der Ernſt wird's durchholen, — wenn nur Ilſe glücklich würde!“

„Das gebe Gott!“ ſagte ich mit einem Seufzer. Und ſiehe da, mit einem Male wollte es Weihnacht

werden; auf dem Markte wurden schon die Buden errichtet, in den Schaufenstern prangten die allerschönsten, allerneuesten Sachen, und längs der Straßen reihten sich die Christbäume. Dazu schneite es und fror; köstliche Aussichten auf Schlittschuhlaufen und Schlittenfahrt für die Feiertage.

Da, ungefähr eine Woche vor dem heiligen Abend, kommt mir die Line ganz verstört entgegen mit einem schwarzgeränderten Briefe. „Denke Dir, Wilhelm, Gräfin Seefeld ist ganz plötzlich gestorben!"

„Die arme Frau," sagte ich, „nun hat sie doch nicht ihr Kind als ‚Erlaucht' gesehen! In Wahrheit, sie dauert mich, es war ihr ganzes Dichten und Trachten, ihr einziger Wunsch gewesen."

Line aber setzte sich an den Schreibtisch und schrieb an das Komteßchen, so recht wie es ihr um das Herz war; der Brief war fast unleserlich vor Thränen. „Eine Mutter hat man einmal nur," sagte sie, „und trotz aller Schrullen hat sie die Ilse doch schier närrisch lieb gehabt."

„So lieb, um sie einem alten Wüstling in die Arme zu treiben," bemerkte ich bitter.

„Ja, das verstand sie eben nicht anders, Wilhelm," vertheidigte Line.

Nun, ich war zufrieden, und der Brief ging ab.

Und da kam er wirklich, der vierundzwanzigste December, und Alles war wie sonst bei uns beiden Einsamen. Leise, leise schneite es weiter und hier und

da wurde ein Fenſter hell, als ich, von meinem letzten Krankenbeſuche kommend, die Straße hinunter ſchritt, und daheim hatte Line den Weihnachtsbaum geputzt und wartete nur auf mich mit dem Anzünden. So, nun kann's losgehen!

Es ging auch los und ging vorüber, die Beſcherung und der Karpfen; und die Pantoffeln paßten. Wir ſaßen dann in der Sofa-Ecke, und ſahen die Lichter am Baume, und Hektor lag zu unſeren Füßen. Die alte Wanduhr aber erhob ihre Stimme und ſchlug die zehnte Stunde, grad als wir von der Ilſe zu ſprechen aufgehört hatten.

„Heute vorm Jahre klingelte es juſt," ſagte Line. „Lieber Gott!"

„Nun, heute wird's jawohl ſo abgehen," wollte ich hinzuſetzen, aber das Wort blieb mir im Munde ſtecken, ſo angſtvoll, ſchrill und ſtürmiſch gellte die Glocke durchs Haus. Ich war draußen, ich wußte nicht wie, und reiße die Riegel zurück und die Thür auf. Eine ſchlanke Frauengeſtalt kommt haſtig über die Schwelle, zwei Arme ſchlingen ſich um meinen Hals, aus dem ſchwarzen Kreppſchleier aber taucht ein blaſſes, liebes Mädchenantlitz auf und ſieht zu mir herüber bei dem unſicheren Schein der Hauslampe. Aber ſie ſagte kein Wort, ſie hielt mich nur feſt und zitterte.

„Komteßchen Ilſe!" ſchrie Line hinzulaufend, und nun nahmen wir ſie und führten ſie hinein und —

ja, was thut man Alles zuerſt mit einer halb Ohnmächtigen?

Sie wollte bei uns bleiben mit der Maruſchka — das war Alles, was wir aus ihren abgebrochenen Reden verſtehen konnten. Dann ſprach ſie nicht mehr, ſie weinte nur ſtill vor ſich hin, den Kopf in die Sofa-Ecke geborgen, und wir ließen ſie weinen.

Line ſchlich ſich ſtill davon, das Gaſtſtübchen im oberen Geſtock zu rüſten, und ich ſtieg in den Keller und holte von meinem beſten Portwein herauf, und als ich ihr das duftige Glas hinhielt, hob ſie die Augen und ſah mich an, die Thränen auf den Wangen.

„Ich wußte es ja," ſagte ſie ſchluchzend, „wäre ich nur ſchon im vorigen Jahre zu Euch gekommen."

Dann ſank der Kopf wieder zurück, und die Bläſſe wich glühender Fieberröthe.

Ich faßte das zierliche Handgelenk; nun verſteht ſich — da hatten wir eine Kranke!

Ich trug ſie auf meinen Armen die Treppe hinauf, wie ich ſie als Kind getragen hatte. Als Line ſie mit Maruſchka's Hilfe ins Bett gelegt, da waren ihre Sinne geſchwunden, und ein geängſtigtes fieberndes Menſchenkind ſchrie um Hilfe, weil ſie ſich verfolgt wähnte von etwas namenlos Entſetzlichem.

Maruſchka ſetzte ſich ſtill ans Bett.

„Es war auch zu jammervoll, Herr Doktor," begann ſie nach einer Weile. „Die Frau Gräfin hatten ſelbſt einen Schrecken, als ſie den Schwiegerſohn er-

blickten; aber, wiſſen Sie, die Verwandten ſollen nun einmal das Kind unter die Haube bringen, und da haben ſie ihr zugeſetzt mit Reden und Schmeicheleien, und als Alles nichts half, da ſagten ſie ihr, um der Mutter willen müſſe ſie es thun. Ach, Herr Doktor, ich weiß Alles; zuerſt hat die Mutter den verzweifelten Bitten der Ilſe nachgeben wollen, aber wie ſie die Güter ſah und das Schloß und den Reichthum, da wollte ſie nicht, daß die Verlobung zurückgehe. Sie konnte eiſern ſein. Nun ſtirbt ſie ſo plötzlich, Ilschen war gar nicht dabei, war mit der Tante und dem Bräutigam auf einem Hofball; ſie hat keine Thräne geweint, als ſie es erfuhr, ſie hat nur die ganze Nacht bei der Leiche geſeſſen, wie ſie da war in dem Ballkleid mit den Blumen im Haar.

Was dann nach dem Begräbniſſe paſſirt iſt, weiß ich nicht, nur das hörte ich von der Kammerjungfer der Tante, am dritten Weihnachtstage ſolle Ilſe ganz ſtill getraut werden, um gleich hinterher mit ihrem Gemahl nach Italien zu gehen. Ob ſie ein Wort darum verloren hat, ich weiß es auch nicht. Sie war ſchrecklich blaß und ſtill. Geſtern Abend trat ſie plötzlich in meine Stube, im Hut und Mantel, und ſagte: ‚Maruſchka, komm, und nimm Dir ein warmes Tuch, ich habe einen Weg vor.‘ Ich ging ſelbſtverſtändlich mit; zuerſt auf den Kirchhof an das verſchneite Grab, dann auf den Bahnhof; ich lief ihr natürlich nach und ſtieg auch hinter ihr ein —. Ach, Du großer Gott!

Was wird das für einen Spuk geben im Hause des Kammerherrn, auf dem Lande und in der Stadt! Nun, wissen Sie es schon, daß das Komteßchen — davongelaufen ist!"

Das war ja eine schöne Bescherung! Ich sah auf die Alte, ich sah auf die unruhige Kranke — da war sie doch noch, die kleine muthige, tapfere Ilse! Mir fiel die Geschichte ein von der Puppe, und ich mußte lächeln trotz meiner Angst. Ja, so leicht läßt sich ein solches Herz nicht unterkriegen. Bravo, Ilse!

Um Mitternacht, als die Glocken das heilige Fest einläuteten, öffnete ich im Nebenzimmer ein Fenster, und als die vollen Töne herüberschwebten zum Krankenbette, da ward die unaufhörlich Plaudernde ruhiger. „Es ist Weihnacht! Daheim!" hörte ich sie flüstern, und Maruschka's zärtliche Stimme: Schlafen, Kindchen! Schlafen, Komteßchen!" Und als es still ward, schlich die Alte zu mir herum:

„Wird sie sehr krank werden, Herr Doktor?"

„Sie ist es schon, Maruschka; Gott gebe das Beste!"

Das sind heute just sechs Jahre her. Ja, die Zeit fliegt! Ich stand vorhin am Fenster und schaute nach der Probstei hinüber. Im Arbeiszimmer vom Ernst brennt noch Licht. Es ist doch die allerhöchste Zeit, meine Herrschaften. Es ist sechs Uhr bereits, und Line wartet nicht gern; die Frau wird immer unruhiger, je älter sie wird.

Jetzt löscht das Licht aus, und jetzt läutet's schon mit allen Glocken. Da unten geht die Thür auf in der hohen Mauer, ich sehe dunkle Gestalten daraus hervortreten; sind sie's Alle? — wahrhaftig!

„Line," rufe ich, „sie kommen!"

„Ich zünde schon an!" antwortete Frau Groß-mama.

Ja, Line ist wirklich noch Großmama geworden, denn Ilse nennt sie „Mutter", seitdem sie des Herrn Baumeister Ernst Klauß Ehefrau geworden und in unserem Hause Hochzeit gefeiert hat. Ich hätte es freilich nicht geglaubt vor sechs Jahren. Die Ilse war sterbenskrank, aber sie hat Alles überwunden, die Krankheit und den ganzen Spektakel, den ihre Flucht aufrührte. Ein Prachtmädchen! Eine Prachtfrau!

„Ich war nur eine kurze Zeit nicht ich," sagte sie damals, als sie meiner Frau unter Thränen die Geschichte ihrer erzwungenen Verlobung berichtete, „aber glauben Sie mir, ich würde noch am Altar ‚Nein!' gerufen haben, wenn sie mich dahin geschleppt hätten."

„Weil?" fragte Line das erregte Mädchen und nahm ihre Hand.

Da wurde sie purpurroth und schlug verwirrt die Augen nieder.

„Ich weiß schon, Ilschen! Es ist die Geschichte von der verschwundenen Puppe." Und Line zog das Mädchen an sich und strich ihr sanft über den dunklen

Scheitel. „Denkst Du noch immer wie an jenem Weihnachtsabend, Kind?“

Da nickte sie stumm und versteckte das Gesicht in Line's Schultertuch. Die aber mußte geradesweges hexen können, denn keine achtundvierzig Stunden später zog „Jemand“ an der Klingel; so ganz anders als sonst geläutet wurde — zuerst leise, daß es nur ein schwacher schüchterner Laut ward, aber dann ungeduldig, schier übermüthig.

Wer die Sprache der Glocke versteht, der hätte vielleicht auch — wie ich — gedacht, der Kollekteur schickt die Nachricht, daß wir das große Los gewonnen haben. Es war aber bereits geöffnet, als ich herzukam; und im Flur stand Line ganz solo und sah ihre Stubenthür an. „Könnte ich wohl ein wenig in Dein Zimmer kommen?“ fragte sie, „drüben ist Jemand bei der Ilse.“

„So? Wer denn?“

„O, das wirst Du schon noch erfahren!“ Und sie zog mich mit sich in meine Stube und saß am Fenster und redete kein Wort, bis endlich der „Jemand“ herüber kam, an der Hand das freudenbleiche Mädchen.

Wenn die Weiber nur Ehen stiften können!

„Line, wo hast Du den Jungen denn sogleich hergekriegt? — Komteßchen, Sie wollen wirklich eine simple Frau Klaus werden?“

Und so war es und Beide hatten dazu die größt-

möglichſte Eile. Er hat die Probſtei gekauft, und ſie als ſchmuckes Neſtchen eingerichtet für ſeine junge Frau. Natürlich „ſtilvoll“; darin haben die Herren Baumeiſter nun 'mal einen kleinen — Pardon! Es ſieht ja auch recht hübſch aus, und es ſitzt ſich gemüthlich in dem getäfelten Zimmer am grünen Kachelofen, wenn der Wind an die Butzenſcheiben klopft und die alten Ulmen dazu rauſchen. Ich gehe oft hinüber und erzähle dann wohl den Kindern von einem kleinen Mädchen, das ſich nicht tröſten laſſen wollte über ihre alte Puppe, obgleich ſie eine neue, weit prächtigere bekommen ſollte. Dann lacht die Ilſe ſo herzlich, und die Kinder ſtimmen mit ein.

Horch! da ſind ſie! „Nur hier herein, gleich wird's ſo weit ſein.“

„Nun müſſen die Kleinen beten,“ ſagte die junge Frau ernſt, und der Junge und das Mädchen, das eben erſt plappern gelernt hat, falten die Händchen und ſprechen:

„Das Kind, das heut geboren iſt,
Der liebe Heiland Jeſus Chriſt,
Der leitet unſre Herzen gern
Zum rechten Weg aus irrer Fern.“

„Amen, Ihr Kinder!“

Da klingelt's drüben, jubelnd ſpringen ſie voran, die Ilſe aber hängt an meinem Arm.

„Weißt Du noch?“ fragt ſie, „vor ſechs Jahren, da leitete er auch mein Herz zum rechten Wege.“

„Ja, mein Töchterchen! Mir klingt noch immer der ſchrille Ton der Glocke in den Ohren.“

Wieder ſteckt mir das Wort in der Kehle, ſo ungeſtüm zieht's an der Klingel.

„Geht nur hinein, Kinder, ich komme bald nach; aber hab ich's nicht geſagt? gleich zu Anfang! Nicht einmal am heutigen Abend hat unſer Einer Ruhe!“

„Was ſoll's denn ſein?“

„Wie? Der Wittwe Merkern ihr Sohn, der Soldat, iſt auf Urlaub gekommen. Ob es der Kranken ſchadet, wenn er ans Bette tritt?“

„Gott bewahre! Freude ſchadet nie, beſonders nicht am heiligen Weihnachtsabend. Ich laſſe grüßen.“

Fröhliche Feiertage!

Unſer Männe.

Wir waren bereits ſehr intim mit einander, als ich noch im luſtigen Junggeſellenſtand lebte und keine Ahnung von einer gewiſſen „Grete“ hatte, die nunmehr meine beſſere Hälfte iſt. Er — aber geſtatte mir zuvörderſt, liebenswürdige Leſerin, daß ich ihn dir vorſtelle: Herr „Waldmann“, koſend „Männe“ genannt, aus dem vornehmen Stamme der Dachſe, ein kleiner glänzend ſchwarzer Teckel mit vorſchriftsmäßigen krummen Vorderbeinen von ſchöner brauner Farbe, ſchlank von Leib, mit langer Ruthe, ebenfalls vorſchriftsmäßig getragen, und mit prachtvollen Behängen; und über den braunen treuen Hundegucken, die ſo ausdrucksvoll dich anſchauen, ein paar kokette braune Fleckchen. Ein Prachtkerl!

Ich kaufte ihn für ſchweres Geld von einem Förſter — es war an einem Weihnachtsheiligenabend — um, wie ich die Ausgabe vor mir ſelber entſchuldigte, doch etwas Lebendiges an dieſem Freudenfeſt zu haben, das ich ſo ganz allein verleben mußte; denn ich hatte weder Eltern noch Geſchwiſter, und an keinem Abend der Welt iſt die „Kneipe“ ſo kalt, ſo ungemüthlich wie

am 24. Dezember. Ich war im Besitze dieses selbstgespendeten Weihnachtsgeschenkes glücklich wie ein Kind; ich streichelte und fütterte den kleinen Kerl, der sich freilich im Anfang etwas zurückhaltend zeigte; aber, wie gesagt, mit der Zeit wurden wir sehr intim. Des Morgens saß „Männe" neben mir auf dem Sopha und half mir beim Frühstück; er saß, sagte ich, denn er lehnte aufrecht in den Polstern und zählte mir jeden Bissen in den Mund; und wenn ihrer gar zu viele an ihm vorbeigingen, gab er mir einen kleinen freundschaftlichen Stoß mit der Schnauze und setzte sich noch strammer in Positur. Ging ich in den Dienst, so begleitete er mich traurig bis zur Thür; und kam ich zurück, so hörte ich sein Freudengeheul schon auf der untersten Treppe; er hatte meine Schritte erkannt. War der Bursche so unvorsichtig, ihn herauszulassen, so fiel er mehr, als er lief, die Treppe hinunter und jauchzte und jankte, daß sich die Etagenbewohner über ihn beschwerten. Und nun wußte er, wir gingen aus. Wir spazierten ein paar Mal um den Ring der Stadt, auf dem die Militärkapelle zur Parole-Ausgabe spielte; wir bewunderten dabei die jungen Damen, und wenn ich es gar unternahm, die Eine oder Andere anzureden, so setzte sich „Männe" als Dritter im Bunde dazu und schaute so aufmerksam drein, als verstände er jedes Wort. Oder er zog es vor, auch seinerseits Bekanntschaften zu machen, denn auch die Hundewelt schien sich zur Mittagszeit ihr Rendez-vous auf dem

ſchönen Platz zu geben. Waren wir genug gewandert, ging's zum Frühſchoppen; „Männe“ wußte das genau, er war gewöhnlich ſchon vor ſeinem Herrn in dem halbdunkeln gewölbten Lokale; ſein Herz zog ihn dahin. Er hatte ein zartes Verhältniß mit der feſchen Kellnerin; ſie bewahrte immer etwas für den „Männe“ auf, und er ließ ſich dafür von ihr ſtreicheln, was ich ſo leicht keinem andern menſchlichen Weſen, meinen Burſchen ausgenommen, hätte rathen mögen.

Mittags ſpeiſte er mit dem Philipp in einem Kellerreſtaurant; Nachmittags mußte er ſich auf eigene Fauſt amüſiren. Aber des Abends ward es wieder herrlich für uns Beide. Die Saiſon abgerechnet, wo der Lieutenant in Geſellſchaft gehen muß, kamen viele einſame Abende für mich, der ich nie ein Kneipgenie war und mich auch gern einmal mit etwas Anderem beſchäftigte als mit dienſtlichen Angelegenheiten, die bekanntlich ſelbſt beim Biere im Kreiſe der Kameraden verhandelt werden; und da war mir nun der „Männe“ ein wahrer Troſt. Ich las; aber ich wußte, hier neben dir, die Schnauze in deine Hand gedrängt, liegt ein lebendes Geſchöpf, eines, das dir treu iſt, das dich auf ſeine Art ſchwärmeriſch liebt. Ich wanderte im Zimmer auf und ab, er ging neben mir; es glaubt Keiner, wie klug ein ſolches Thier iſt; er wußte ſogar, wenn ich verſtimmt war. Dann kam er ganz leiſe, wedelte, knurrte, um ſich bemerkbar zu machen, und wenn Alles nicht half, ſprang er auf meinen Schoß

und sah mich an, als wollte er sagen: „Was drückt Dich denn, Du armer Kerl?“ oder: „Könnte ich Dir doch helfen!“ Er trauerte mit mir und er freute sich mit mir.

Zu der Zeit, wo ich hangte und bangte in schwebender Pein, weil auf einem Balle Fräulein Grete im weißen Tüllkleide und Rosenkranz es mir angethan und ich nun ganz sicher wußte, daß ich nimmermehr ohne sie würde leben können, und in Folge dessen in weltschmerzlichster Stimmung zu Hause saß, vermeinend, daß dieser Engel sich nie zu mir herabneigen würde: da saß auch „Männe“ still mit hängenden Ohren neben mir, und wenn ich seufzte: „Diese Weiber, Männe, o, diese Weiber!“ dann sah er mich an, als wollte er sagen: „Auch ich, mein Bester!“ — Es war richtig, er hatte vor Kurzem eine grausame Tracht Prügel von der Besitzerin einer verführerischen kleinen Möpsin davon getragen. O Männe, wir können ein Lied davon singen!

Und wie ich eines Abends spät nach Hause kam, selig, wie der Mensch nur einmal in seinem Leben ist, da saß ich bis zum grauenden Morgen mit „Männe“ auf dem Sopha, schwatzend und lachend, und er hörte zu und gab mitunter einen kurzen Blaff mit hinein; den ersten Glückwunsch zu meiner Verlobung nahm ich von Männe entgegen! Ich konnte die Hundesprache verstehen, sein Schweifwedeln, sein Springen. „Nun werden wir nicht mehr lange so allein sitzen, alter

Freund; nun wird nächſtens eine reizende kleine Frau mit uns zu Abend eſſen; nun wirſt Du nicht mehr in den Keller zu gehen brauchen und ich nicht in das Kaſino, und wenn ich im Dienſt bin, dann kannſt Du vor ihrem Nähtiſch auf dem weichen Fellchen liegen, und wenn ſie in der Küche revidirt, dann ſchenkt ſie Dir ein Knöchelchen, ein Knöchelchen aus der lieben reizenden Hand — Männe, es wird ein Herrenleben!“

Und Männe ſagte: Jap! Jap! Das ſollte heißen: „Ich kenne ſie, Herrchen, ich kenne ſie, die kleine Blonde, die Du immer auf der Straße trafſt und grüßteſt. Mir ſieht ſie gut und lieb aus — o Du glückliches Herrchen und ich beneidenswertheſter aller Dachſe!“

Eines Tages hatte die künftige Herrin ihrem künftigen Hunde ſogar ein Halsband geſtickt. Männe, als gebildeter Raſſehund, fand es zwar nicht recht paſſend für Einen von ſeinem Geſchlecht; er wedelte: es ſei allenfalls für einen Damenhund geeignet, z. B. für die niedliche Möpſin. Aber aus Kourtoiſie, und weil ich ihm erzählte, wie viele, viele Stiche die zarten Fingerchen wohl an dem zierlichen Band gethan hatten, ging er ſo geſchmückt in meiner Begleitung um Mittag aus; wir holten die Geberin zum Spazierengehen ab. Herr Gott, war das eine Pracht! Die himmelblaue Schleife flatterte an Männe's Halſe, und ebenſolche Bänder waren zum Knoten unter dem weißen Kinn meiner blonden Braut verſchlungen. Dazu ſchien die

Sonne, und am Himmel ſtand keine Wolke, an Männe's Himmel nicht, und nicht an meinem.

Zum Hochzeitstag hatte der Burſche dem Thiere einen Kranz um den Hals gebunden; ſo ſaß er vor dem Bette, als ich das letzte Mal in meiner Junggeſellenſtube erwachte.

„Der Tauſend, Männe!" rief ich. Da ſprang er auf mein Lager. Aber, war es nun, daß ihn der Kranz beläſtigte, oder daß es auch für Hunde Ahnungen giebt — ich weiß es nicht, er war nicht ſo wie ſonſt.

„Na, alter Freund, wir werden uns nun vier Wochen lang nicht ſehen, denn die Hochzeitsreiſe in die Schweiz wirſt Du wohl nicht mitmachen können; aber nachher, Du frecher Kerl, dann kommt Deine gute Zeit."

Ich hatte dem Burſchen noch anbefohlen, den „Männe" gut zu halten; dann habe ich wirklich ſo an die vier Wochen nicht an ihn gedacht. Nun, es wird mich Jeder entſchuldigen. Erſt als wir wieder durch die Kiefernadelwälder und das flache Land der Heimath zu fuhren, ſagte ich zu meiner Frau: „Wie ſich der Hund wohl freuen wird!" Ich ſah ihn ordentlich vor mir, wie er ſich wand, wie er an mir hinaufſprang, leckte und ſchmeichelte und heulte in der Hundeſprache: „Gottlob, Herrchen, daß Du wieder da biſt; ich habe gedacht, Du kämſt nimmer wieder — Gottlob! Gottlob!"

Es kam auch ſo. Der Burſche hatte ihn auf den

Bahnhof mitgebracht; an der Leine zwar, aber was hilft eine Leine bei ſolch raſender Freude! Es ward ein ordentlicher Auftritt auf dem Perron, die Leute um uns herum lachten und freuten ſich, und ich freute mich auch. Im Wagen kletterte er mir auf den Schoß und ſaß da, raſch athmend mit hängender Zunge, nur dann und wann ein erneutes Freudengewinſel ausſtoßend.

„Es iſt rührend, nicht, Gretel?“ fragte ich; „ſolche Anhänglichkeit?“

„Ja! Aber das machen alle Hunde ſo, Rudolf.“

„Freilich! Freilich! Aber es freut Einen doch.“

„Es ſcheint ſo,“ klang es zurück. „Aber halte ihn, er iſt ſchmutzig. Pfui, Du Köter! Sieh nur, Rudolf, mein Kleid!“

„Aber Gretchen, wo haſt Du das häßliche Wort her? Und zudem, es iſt ein Biſſel chemiſch reiner Schmutz, der abzubürſten geht. Ach, ſchlag' ihn doch nicht, das Thier freut ſich ja ſo!“

Meine kleine Frau hatte dem überſeligen „Männe“ eine Ohrfeige verabreicht, die, ſo niedlich auch die ſtrafende Hand war, ihm dennoch wehgethan haben mußte; denn er ſprang aufſchreiend hinunter vom Schoß und flüchtete ſich zu meinen Füßen, wobei er mich verwundert anſchaute. Ich konnte nicht anders, ich mußte ihn ſtreicheln: „Alter Kerl, es war nicht bös gemeint.“

„Rudolf,“ ſagte die kleine Uebelthäterin und hüpfte

ungeduldig an meiner Seite auf, „nun ſind wir in der B.-Straße; o Gott, wie freue ich mich!“ Und ihre Augen ſahen mich an, ſo vertrauend, ſo ſelig, daß mir das Herz weit wurde. In der B.-Straße lag unſer neues Heim.

Sie bog den Kopf aus dem Wagen, während ihre Hand die meine hielt.

„Mama und Mieze ſehen aus dem Fenſter!“ jauchzte ſie, und winkte und nickte, und als der Wagen hielt, war ſie wie der Wind hinaus und die Treppen hinauf; ich holte ſie erſt ein an der blumenbekränzten Flurthür, die zu unſerer Wohnung führt. Da lag ſie in den Armen der ſtattlichen Frau, deren ernſtes Auge jetzt von Thränen überfloß.

„Mama! Mama — und ich bin ſo glücklich!“

In Begrüßungsworten, Rührungsthränen und Freudenrufen gingen die nächſten Minuten vorüber, und dann waren wir in unſerem Heim, in den molligſten vier Pfählen, die es geben kann. Begreiflicherweiſe ſchwammen wir Beide in einem Meer von Seligkeit: Arm in Arm zogen wir aus einem Zimmer in das andere, gefolgt von Mutter und Schwägerin. Von den Lippen der kleinen Frau kamen immer wieder die Worte: „Himmliſch! Rudolf, reizend! O Du gute Mutter!“

Und nun ſaßen wir bei Tiſche in dem Eßzimmer; Zwiebelmuſter auf der Tafel, Majolikaſchüſſeln an den Wänden und auf dem ſtilvollen Kredenztiſche, vor

meinem Platz das ſilberne Tranchirbeſteck, vor Gretchens Platz die Suppenkelle, und mein alter Burſche in brauner Livrée mit Silberknöpfen trug ſchmunzelnd und lächelnd den erſten Gang auf. Es war eine Pracht!

Zwiſchen mir und meinem Frauchen aber ſaß kerzengerade auf den Hinterbeinen mein oder vielmehr unſer Männe, und ſeine klugen Augen ſahen bittend zu mir empor, als wollte er ſagen: „Herrchen, früher, als Du allein aßeſt und manchmal nur Wurſt und Butterbrot hatteſt, gabſt Du mir immer etwas ab. Bekomme ich heute nichts?“ Da nahm ich in meinem Herzensjubel einen Flügelknochen von der Poularde: „Da, alter Schelm; gelt, das gefällt Dir?“

„Aber, Rudolf,“ rief mein Gretchen mit einer Hausfrauenwürde, die ihr allerliebſt ſtand, „weißt Du auch, das iſt verſchwenderiſch!“

„Und der neue Teppich!“ ſagte die Schwiegermama, und ihre Augen trafen mich durchbohrend.

„Ja, Rudolf,“ eiferte die junge Schwägerin, „das Thier wird Gretchen alle ihre hübſchen Sachen verderben!“

Sie hatten vielleicht Recht — aber es that mir weh, es ſtörte meine Freude. Meine Frau merkte es mir an; ſie griff nach meiner Hand: „Sei nicht böſe, Rudolf.“

„Nein! nein!“ — Aber ich mußte mich doch wieder umſehen nach dem kleinen Kerl, wie er den

Knochen zerbiß. Er bemerkte, daß ich mich zu ihm wandte, und er hob den Kopf und wedelte.

„Nimm Männe mit hinaus," befahl ich dem Burschen, „gebt ihm in der Küche zu fressen."

„Aber keine Poularde!" schallte die Stimme der alten Dame hinterdrein.

„Zu Befehl!" sagte Philipp, faßte Männe am Kragen und verschwand mit ihm.

Als die Damen uns verlassen hatten, blieben wir noch Hand in Hand am Tische sitzen. In den Gläsern perlte der Champagner; der Lampenschein blitzte in den neuen Geräthen und lag glänzend auf dem goldigen Haar der kleinen Frau; leise behaglich tickte die Uhr, die Blumen vor uns in der Schale dufteten süß. Daheim! Wie schön, wie schön! Und ich dachte der Abende im verräucherten, bierdunstigen Kneipzimmer, der Abende in der kalten Stube meiner Junggesellenwohnung, und dankbar zog ich die zierliche Frauenhand an meine Lippen. Es war mir zu Muthe wie dem Schiffer, der im sicheren Hafen ruht, weit hinter sich das einsame, stürmische Meer. Ja, es fehlte nichts zur allerdenkbarsten, irdischen Glückseligkeit! Aber Männe, der kleine, brave Kerl! Die gestrenge Schwiegermutter war jetzt fort, er mußte her. Im nämlichen Augenblick war ich empor und an der Thür.

„Wo willst Du hin?" fragte Gretchen.

„Nach dem Hunde sehen."

„Ach, laß doch das dumme Thier!"

„Es iſt vielleicht eine Schwäche von mir, Gretchen, aber ich hänge nun ſo ſehr an dem Hunde," entſchuldigte ich mich. Sie verzog zum erſten Male den kleinen Mund zum Schmollen, erhob ſich und ging in das anſtoßende Schlafzimmer; ich, etwas ungeduldig, in die Küche.

„Der Hund?" fragte die Köchin. Sie wüßte nicht, ſie hätte nicht auf ihn geachtet."

„Haben Sie ihm nicht zu freſſen gegeben?"

„Sie hätte ihm einen Knochen hingeworfen. Aber das müßte ſie nun ſagen von vorn herein, der Herr Lieutenant möge verzeihen: ſie liebe Hunde nicht in der Küche; es ſei nicht reinlich, und vom Herrn Major von Z. ſei ſie deßhalb auch fortgegangen."

„Wo iſt der Hund?" fragte ich den Burſchen, indem ich der Perſon den Rücken wandte.

„Er hätte ihn nicht geſehen; vorhin ſei er noch da geweſen."

Auf einmal drang ein Schrei der Entrüſtung in meine Ohren; zu gleicher Zeit ward die Schlafſtubenthür geöffnet, und „Männe" flüchtete erſchreckt in einen Winkel, den zwei rieſige Kleiderſchränke im Flur bildeten.

„Das iſt zu arg, Rudolf," ſchluchzte meine Frau, die auf der Schwelle hinter ihm erſchien, und zog mich in das Schlafzimmer. „Da ſieh! Sieh! Dieſes gräuliche Thier!" Und ſie zeigte auf den Boden, wo eine Menge blauer und weißer Fetzen verſtreut lagen.

„Mieze hat mir die reizenden Pantöffelchen vor das Bett geſetzt, und nun hat dieſes Gräuel den Einen gefreſſen!“ Sie hielt mir den unverſehrten Pantoffel unter die Augen, das zierlichſte Wunderwerk aus hellblauem Atlas und weißem Pelz. Es war in der That zu arg!

„Ich werde ihn ſtrafen, liebes Kind,“ ſagte ich zärtlich und nahm ſie in den Arm.

„O, aber mein Pantoffel wird davon nicht wieder ganz!“ weinte ſie.

„Aber beruhige Dich doch, Gretchen! Sieh,“ ſcherzte ich, „das iſt Kaninchenpelz. Teckel gehen allemal auf das Zeug los, und zudem, er wird hungerig geweſen ſein, Herzchen, die Köchin hat ihm nichts gegeben.“

„Lächerlich!“ erwiderte ſie und machte ſich los von mir.

„Oder,“ fuhr ich fort, noch immer in ſcherzendem Tone, „er hatte Mitleid mit ſeinem armen Herrn und wollte nicht, daß er unter dieſen ſüßen kleinen Pantoffel kommen ſollte. Was?“

Sie zuckte die Schultern und trocknete die Thränen. „Auf ſolche dumme Scherze habe ich nicht gerechnet,“ erwiderte ſie.

„Aber Liebchen!“

„Nein, ich wünſche nicht, daß die Sache ins Lächerliche gezogen wird, der Hund muß aus dem Hauſe!“

„Das halte ich wirklich nicht für nöthig, Grete; er wird ſicher nicht wieder ſo etwas thun, wenn er tüchtig Prügel bekommen hat.“

„Du willſt ihn behalten, nachdem er — gegen meinen Wunſch, Rudolf.“

„Ja, mein Herzchen; ich ſagte Dir vorhin ſchon, ich hänge an dem Hunde.“

„Wahrſcheinlich mehr als an mir!“

„Das ſind Redensarten, die eine verſtändige Frau nicht machen ſollte, Grete. Du weißt, das Thierchen habe ich drei Jahre; Du biſt da an einen ganz ſentimentalen Kerl gekommen; ich könnte es nicht ertragen, den Hund in fremden Händen zu wiſſen, zu denken, daß er vielleicht ſchlecht behandelt wird.“ Und da ſie trotzig ſchwieg und mich ſchier verächtlich mit den thränenfunkelnden Augen anſchaute, ſetzte ich erregt hinzu: „Lieber ſchieße ich ihn todt!“

„Das iſt mir auch recht,“ kam es aus dem rothen Munde, den ich bis jetzt nur liebe, gute Worte hatte ſprechen hören.

„Nun gut! Dann aber auch ſofort!“ rief ich, mich auf dem Fuße umwendend.

„Jawohl, dann wird man ruhig ſchlafen können!“ ſcholl es hinter mir, als ich das Schlafzimmer verließ, um meinen Revolver zu holen.

Es kochte in mir. Welche Herzloſigkeit, welche Rückſichtsloſigkeit kann ſo ein Weiberherz bergen! Und um ſolch lumpigen Pantoffel! „Philipp!“ ſchrie ich

dem Burſchen zu, „nimm den Hund auf den Hof, ich komme nach!“

Leichenblaß kam der Menſch herbei und ſtarrte auf die Waffe, die ich eben lud.

„Den Männe? Unſern Männe?“ ſtotterte er.

Ich antwortete nicht.

„Herr Lieutenant —“

„Marſch! Hinunter mit ihm!“

„Herr Lieutenant, ſchenken Sie mir den Hund,“ bat der Mann, „er ſoll auch nie hier herauf kommen; ich werde ihn gut halten,“ und dabei bückte er ſich und nahm den kleinen, ſchwarzen Sünder auf den Arm, der eben wieder im Begriff war, auf mich loszurаſen in einem erneuten Freudenausbruch und keine Ahnung hatte, daß er ſchuld war an einer böſen, böſen Scene.

„Meinetwegen — aber geh!“

„Danke vielmal, Herr Lieutenant!“

Ich ſetzte mich vor meinem Schreibtiſch nieder; die Waffe lag vor mir, und bitter weh war mir zu Muthe; nicht um den Hund allein, gewiß nicht. Und auf dem Korridor hörte ich die Thür gehen und des Burſchen Ruf: „Komm, Männe, komm!“ Zu gleicher Zeit ein Kratzen an meiner Stubenthür, ein Freudengewinſel und ein unterdrückter Fluch des neuen Eigenthümers: „Zum Donnerwetter, Männe, komm!“ Nun hob er ihn wahrſcheinlich auf den Arm; dann kurze, ſchwere Tritte, und der kleine, vierbeinige Freund war fort. Abſcheulich.

Ja, und wenn ich ihr nicht in einem fort geſagt hätte, daß ich das Thier gern habe! Aber freilich, ſie iſt ein Weib, ſie iſt eiferſüchtig. Ach was, ſchlimmer als das — ich hatte mich getäuſcht in ihrem Charakter! Ich fühlte etwas wie ohnmächtigen Zorn. Was ſollte ich thun? Sollte ich unſer Glück von vorn herein trüben, indem ich meinen Willen durchſetzte? Vier Wochen nach der Hochzeit den Tyrannen ſpielen? Gegen die Macht kämpfen, die eine reizende Frau ausübt, mit der man eben verheirathet iſt und die jeden Augenblick Hilfstruppen in Geſtalt einer ſehr ſtattlichen Schwiegermutter herbeizuführen vermag? Unmöglich! Ich bin ein viel zu rückſichtsvoller Menſch den Frauen gegenüber, und nun gar meiner eigenen! Zudem war die Frage — Friede oder Hund? — ja ſo leicht beantwortet.

Vielleicht ſieht ſie ihr Unrecht auch noch ein. Vielleicht gehört ſie zu Denen, welche Hunde nicht mögen, wie die Baronin X., die im Stande iſt, Krämpfe zu bekommen, wenn ſie einen Hund in der Nähe weiß. — Vielleicht!

Aber Eins! Sie war ſehr unartig; ich bin wahrhaft gekränkt. Wenn ſie nicht zu mir kommt — ich betrete ihr Zimmer nicht, ich muß ihr doch ein- für allemal zeigen, wer der Herr iſt.

Und ſiehe — da kam es zierlich über die Schwelle gehuſcht, ſchlang zwei weiche Arme um meinen Hals und legte eine kühle Wange an die meine. „Rudolf,

biſt Du mir wieder gut? Sei nicht böſe, Rudolf! — Haſt Du ihn todt gemacht, Rudolf?“

„Nein! Der Burſche bat mich, ihm das Thier zu ſchenken; er hat es mitgenommen.“

Sie ſah mir ernſthaft in die Augen. „Wird es Dir wirklich ſo ſchwer, den Hund wegzugeben? Wie iſt's nur möglich, Rudolf?“ fragte ſie im Tone ehrlichſter Entrüſtung. „Es iſt ſündhaft, ſein Herz an ein Thier zu hängen, weißt Du, das ſagt Mama immer.“

„Ich kann dieſe Anſicht nicht theilen; Du haſt keine Ahnung, was in ſolch einer armen, ſtummen Kreatur für eine Fülle von guten Eigenſchaften wohnt, Eigenſchaften, die jeder Menſch ſich zum Vorbilde nehmen könnte,“ antwortete ich nicht ohne Schärfe.

Die kleine Frau ſchlug lachend beide Hände zuſammen. „Nun, und was hatte denn dieſer Pantoffelfreſſer zum Beiſpiel für Tugenden?“

„Er war ſo anhänglich an mich, Grete.“

„Das bin ich auch,“ verſicherte ſie ſchelmiſch und küßte mich. „Und ſonſt?“

„Er iſt klug und treu.“

„Das bin ich auch.“

„Ach, Du biſt närriſch, Grete!“

„Ja freilich, denn ich habe Dich lieb, Du — Du Hunde-Anwalt; Du ſollteſt Direktor werden in einem engliſchen Hunde-Aſyl.“ Und ſie lachte und küßte mich und lachte, bis ich mit einſtimmte, und dennoch —

Fahr' wohl, Männe! Ich hatte es mir anders gedacht.

Der Friede blieb im Hauſe, der Hund im Pferdeſtall und in der Burſchenſtube. Anfänglich lief er noch zuweilen dem Philipp nach und blieb ſtundenlang vor unſerer Flurthür ſitzen, geduldig wartend, ob ihm Jemand öffnen werde. Hier traf ich ihn einmal; das glänzend ſchwarze Fellchen ſah verſtaubt aus; er hatte ein thränendes, böſes Auge und ſein energiſches Kratzen bewies, daß er Einquartierung beſaß. Mir drehte ſich das Herz um, als das verſtoßene Thier ſich ſchier zerriß vor Freude, wie es ſeinen treuloſen Herrn erblickte.

„Kerl!" fuhr ich den Burſchen an, „wie hältſt Du den Hund! Er ſieht ja jammervoll aus!"

„Herr Lieutenant, er liegt den ganzen Tag im Heu; ich habe ſo wenig Zeit; Sonntag bürſte ich ihn zuweilen."

„Er hat ein ſchlimmes Auge — geh' zum Roßarzt mit ihm. Du giebſt ihm doch ordentlich zu freſſen?"

„Jawohl, Herr Lieutenant. Aber die Anna rückt nicht den kleinſten Knochen heraus, ſie verkauft ſie; und was ſie ſonſt hat, ſtellt ſie für die Gemüſefrau zurück, es iſt eine Verwandte von ihr."

„So!"

„Es ſind immer nur Kartoffeln, Herr Lieutenant, er frißt ſie nicht gern."

„Du wirſt dem Hunde jeden Tag Pferdefleiſch kaufen, von heute ab!“

„Zu Befehl, Herr Lieutenant! Es wäre aber beſſer, er thäte ſich gleich an die Kartoffeln gewöhnen; bei mir zu Hauſe —“ er ſtockte — „ich kann ihm doch kein Pferdefleiſch nicht kaufen.“

Ach richtig, ich hatte ihn ja verſchenkt! Hätte ich ihn doch lieber todtgeſchoſſen — armer Kerl!

Ob ich noch einmal eine Attake auf Gretchens Herz wage? Ich trat in ihr kleines, lauſchiges Zimmer; ſie ſaß am Fenſter und nähte, die Wangen glühend vor Eifer. Draußen an die Scheiben klopfte der Frühlingsregen; die Linden auf unſerer Straße ſchimmerten im allererſten Grün; im Zimmer roch es ſüß nach Veilchen.

Sie hatte kaum Zeit, mir die Hand zu geben, ſo eifrig beſchäftigte ſie ein winzig kleines Jäckchen; ſie ſah mich nur an mit glücklichen Augen.

„Grete, wenn es ein richtiger Junge iſt, wird er einen Hund haben wollen — meinſt Du nicht auch?“ fragte ich forſchend.

„O bewahre, Rudolf! Wenn Du etwa denkſt, daß er Alles bekommen wird, was er haben will, ſo irrſt Du Dich; ich ſehe ſchon, ich werde ihn allein erziehen müſſen.“

„Wild darf er ſein, Grete, und ſeine Paſſionen ſoll er haben; ein Duckmäuſer darf er nicht werden.“

„Dazu braucht er noch keinen Hund, Rudolf!

Meine Brüder ſind auch keine Duckmäuſer und haben doch nie einen Hund beſeſſen. Und wenn er ſo darauf erpicht iſt, dann doch höchſtens einen ganz großen Neufoundländer; das giebt immer ein hübſches Bild — ein blondes Kind und ein ſchwarzer, recht großer Hund."

„Aber Gretchen, das ſind nicht die treueſten —"

„Ach, Rudolf, ich weiß ja, was Du willſt. Du denkſt an das kleine Scheuſal, das Du früher hatteſt und um deßwillen wir uns zum erſten Male in unſerem Leben zankten; ich kann ihn nun einmal nicht leiden, ihn nicht und alle anderen Hunde nicht und auch keine Neufoundländer."

Einen Augenblick dachte ich daran, einfach den Befehl zu geben: „Der Hund wird von jetzt ab im Hauſe bleiben, ohne Weiteres!" Dann fiel mir die Ermahnung meiner Schwiegermutter ein, meine Frau augenblicklich ſo ſchonend als möglich zu behandeln, und fürs Zweite — dem armen Thiere geſchah kein Gefallen; er hatte die zarte Weiblichkeit der ganzen Familie gegen ſich, die Köchin mit eingeſchloſſen. Dem war er doch nicht gewachſen; alſo, der Klügere giebt nach!

„Gut, gut, Gretchen, es wird nie mehr von dem Hunde die Rede ſein," ſagte ich möglichſt ruhig und ging aus dem Zimmer.

Es war wirklich nie mehr die Rede von „Männe"; ich ſah ihn auch nur ſelten, und kam er mir einmal

in den Weg, so biß ich die Zähne zusammen und hieb ihm Eins mit der Reitpeitsche über, damit er begreifen sollte, daß er nicht mehr zu mir gehöre, und dann sah ich nach der andern Seite. In die Augen hätte ich dem Thiere nicht sehen können: es kann so menschlich vorwurfsvoll blicken.

Oben angelangt, vergaß ich gewöhnlich das bittere Gefühl, denn da stand meine Frau und hielt ein blondes Kind auf dem Arme und ihre helle, klingende Stimme rief jubelnd: „Wer kommt da, mein Mäuschen! Der Papa! Der Papa!“ Es war ein Bild, so voll strahlenden Scheines, daß es im Herzen keine Spur von Schatten duldete. Vor einem Paar süßer, frommer Kinderaugen verfliegt jeder Groll; Gretchen's Eigensinn, Männe's Verbannung — Alles war vergessen.

Unser Fräulein Tochter wuchs allmählich aus dem Stechkissen, trug weiße Kleidchen und gab ganz entschieden Zeichen von sich, daß sie Charakter besaß, d. h. Eigensinn. Sie war kaum ein Jahr alt, da fing sie an hinter dem Rücken ihrer ahnungslosen Eltern zu intriguiren. Ich ertappte sie nämlich bei einem Rendez-vous mit — Männe!

Meine Frau war ausgegangen, und zwar zu einem Damenkaffee, der Geburtstagsfeier ihrer Schwester. Vom Dienste heimkehrend hörte ich in der Kinderstube einen ungewöhnlichen Jubel, Lachen, Jauchzen und Bellen, und als ich die Thür aufmachte, erblickte ich mein hoffnungvolles Töchterchen auf dem Teppiche um-

herkriechend, das junge Kindermädchen daneben und Männe mit fliegenden Ohren einem Balle nachjagend; er apportirte juſt die hingeworfene Kugel und rannte im ungeſtümen Eifer die Kleine über den Haufen.

Ich ſprang erſchreckt hinzu, aber das Kind jauchzte von Neuem, und die Wärterin erklärte: „Der thut der Kleinen nichts; die ſpielen gar oft mit einander, Elschen hat den Hund ſo lieb.“

„Wo hat ſich denn die Bekanntſchaft angeſponnen?“ forſchte ich.

„O, drunten auf dem Hofe. Die Kleine ſchrie einmal ſo ſehr, da brachte ihr der Philipp den Hund; ſie war gleich ſtill, und er ließ ſich anfaſſen von ihr, und ſeitdem habe ich ihn zuweilen heraufgeholt, wenn Elschen ſchrie.“

„Weiß das meine Frau?“ examinirte ich und ſetzte mich zu Kind und Hund auf den Teppich.

Ein kleinlautes „Nein!“ war die Antwort. Die gnädige Frau hatte nur einmal den „Männe“ im Flur draußen erblickt und ihn gleich wieder auf den Hof gejagt.

Ich mußte innerlich lachen, indem ich mich mit den beiden kleinen Spielkameraden beſchäftigte; es war etwas Schadenfreude. „Das Kind hat viel von ſeinem Vater,“ dachte ich ſtolz. „Warte, Du blonde Haustyrannin, wenn wir Zwei uns verbinden, dann ſollſt Du doch den Kürzeren ziehen!“ — Das ward nun eine Luſt; das Baby jauchzte, der Männe bellte —

ſie konnten Beide nicht mit Worten ſagen, wie ſchön es war, aber ihr Jubel bewies es zu Genüge. Und plötzlich ſaß der alte, treue Kerl aufrecht neben klein Elschen, als wollte er ſprechen: „Siehſt Du, Herrchen, ich bin Dir nicht böſe; ich habe Dein Kind lieb, wenn Du mich auch ſchlecht behandelſt.“ Indeß, das Unglück ſchläft nicht, ſagt ein Sprichwort. Die Thür öffnete ſich weit, und auf der Schwelle ſtand mit großen, verwunderten Augen — Mama Gretchen.

„Ich dachte es mir ſchon,“ ſagte meine Frau; „wenn ich nicht im Hauſe bin, paſſirt immer etwas. Fort!“ rief ſie zornig, und der kleine, vierbeinige Eindringling fuhr ſcheu mit eingezogener Ruthe an ihr vorüber und hinaus.

Aber ſiehe da! Das Fräulein Tochter brach im nämlichen Augenblicke in ein ohrzerreißendes Geſchrei aus und rutſchte zur Thür hin. Mama hob ſie vom Boden auf, aber ſie brüllte weiter; zuletzt drohte ſie gar auszubleiben und wurde blau im Geſichte. Mama und Wärterin klopften ſie auf den Rücken.

„Elschen! Elschen! Ei, ei — ſieh' mal hier!“ — Das Schreikindchen wurde ans Fenſter getragen; es wurde an die Scheiben geklopft, daß ich glaubte, ſie würden zerſpringen, die Puppe wurde ihr vorgehalten — umſonſt, umſonſt.

Ich flüchtete eilends hinaus, öffnete Männe, der wie ein armer Sünder im Entrée ſaß, die Treppenthür, und wie ein Pfeil ſchoß er hinunter. Armer Kerl!

Mama und Tochter blieben verſtimmt den Reſt des Tages; die Wärterin ging mit rothgeweinten Augen umher; ſie war als eine unzuverläſſige Perſon bezeichnet worden.

„Warum kamſt Du denn ſo früh zurück, Grete?“ fragte ich beim Abendeſſen.

„Mich hatte eine ſonderbare Unruhe erfaßt,“ erwiderte ſie und ſah an mir vorüber.

„Du ahnungsvoller Engel, Du!“

„Spotte nur, ich habe nicht Luſt, das Kind an Hundewürmern zu Grunde gehen zu ſehen.“

„Wie viel tauſend Kinder ſpielen mit Hunden, übertreibe doch nicht,“ ſagte ich ärgerlich. „Mit demſelben Rechte darfſt Du das Kind niemals ſpazieren tragen laſſen aus Furcht, es fällt ihm ein Dachziegel auf den Kopf.“

„Vorläufig liegt der Mutter die Pflege des Kindes ob, und Du verſtehſt davon nichts,“ erwiderte ſie hoheitsvoll. „Ich weiß noch ſehr wohl, wie Du den Doktor fragteſt, als nicht gleich eine Amme da war, ob wir das Kind nicht mit altem, gutem Rheinwein einſtweilen aufziehen könnten? Wenn ich es Dir überließe, wäre es in acht Tagen unglücklich oder todt.“

„Bum!“ ſagte ich, als ſie mit dem letzten, grauſigen Ausſpruche aus der Thür rauſchte, und aß allein weiter, und dabei fiel mir ein Vers ein, den ich kürzlich irgendwo geleſen hatte:

„Wer die zarte Myrtenblüthe an dem ſchwanken Zweige ſchaut,
Wie ſie ſanft zum Kranz ſich windet um das Haupt der ſanften Braut,
Sollte der es möglich glauben, daß ſie reift zu harter Frucht,
Als Pantoffel, ungenießbar, bitter, herb und ſchwer an Wucht.“

Ach, Grete, wo ſind die Zeiten geblieben, als Du Männe „ein allerliebſtes Thierchen“ nannteſt und ihm Halsbänder ſtickteſt?

Und die Zeit ging dahin, es wollte Weihnacht werden. Im Hauſe war es noch nie ſo lebendig, ſo geheimnißvoll, ſo traut geweſen.

Was wir nicht alles zu thun hatten in der geheimnißvollen trauten Zeit vor Weihnachten! Abends, wenn die Kleine ſchlummerte, ſaß Gretchen in meinem Zimmer auf dem Sofa und nähte Kleider für ein Puppenbaby, das die Augen auf- und zumachen und ſchreien konnte und den Kopf voller Flachslöckchen hatte. Ich tapezierte eigenhändig eine Puppenſtube, zu der meine Schwägerin die Bewohner ankleidete — einen Papa in Uniform, eine Mama im Spitzenſchlafrock und ſechs Puppenkinder. Wir waren ſo eifrig, daß wir das Sprechen faſt vergaßen.

„Wie ſie ſich freuen wird, Rudolf!“ meinte Gretchen endlich und beſah entzückt das Hütchen, welches eben fertig geworden war, „es iſt doch gut, daß wir ein Mädchen haben; für einen Jungen findet man ſo ſchwer Spielzeug.“

„Kinder, ihr ſeid närriſch,“ behauptete meine

Schwiegermutter, „das Würmchen iſt ja noch viel zu klein für dieſe ſchönen Sachen, verſteht nichts davon und wird ſie ruiniren.“

Aber da kam ſie ſchön an!

„Elſe iſt ein außergewöhnlich kluges Kind,“ erklärte Gretchen ganz roth; „ſie läuft und ſpielt mit ihren anderthalb Jahren und weiß ganz genau, was ſie will!“

„Sie ſagt doch ſchon: Haben! haben!“ beſtätigte ich, „und ſchreit, wenn ſie ihren Willen nicht durchſetzt. Nein, die iſt ein Pfiffikus, und das hat ſie von ihrer Mutter.“

„Und im vorigen Jahre hat ſie ſchon immer nach den Lichtern gegriffen und gelacht,“ bemerkte die kleine Schwägerin.

„Und ſie wiegt ihre alte Puppe ſchon genau ebenſo, wie es die Minna mit ihr ſelbſt macht,“ begann Gretchen wieder; „haſt Du das nicht geſehen, Mama?“

Mama nickte. „Wenn ſie nur der Minna weiter nichts ablernt.“

„Wieſo?“ fragten wir wie aus einem Munde.

„Ich weiß nicht, aber das Mädchen gefällt mir gar nicht.“

„Warum denn?“ fragten wir wieder, „ſie ſpielt mit der Kleinen ſo nett.“

„Nun, ich kann mich ja auch irren; aber wenn mich nicht Alles täuſcht, ſo hat ſie einen Bräutigam,“

verſetzte meine Schwiegermutter. „Ich ſah ſie verſchiedentlich auf der Treppe neben einem Menſchen ſtehen — ſie riß zwar immer aus, wenn ich kam —"

„Ja, du liebe Zeit, Mama, warum ſollte ſie nicht einen Schatz haben?" entſchuldigte Gretchen.

„Nein, das gehört ſich nicht, liebes Kind," unterbrach ich ſie, „ein Kindermädchen mit einem Schatz iſt ein Unding, paßt ſich nicht; ſie denkt dann mehr an ihn als an unſere Maus, und kurz und gut, wenn dem ſo iſt, wird ihr gekündigt."

„Aber Rudolf!"

„Dabei bleibt's, mein Herz."

„Halte ich für ſehr richtig," erklärte die Schwiegermama, „das wird ſich Alles finden. Habt Ihr denn ſchon einen Baum?"

„Ach, eine herrliche Tanne, und prachtvolles Konfekt!" rief Gretchen. „Mama, es wird der ſchönſte Weihnachtsabend, den ich je erlebt habe!"

„Freilich! Freilich!" nickte die ſtattliche Dame. „Es iſt reizend, für ein Kind die Lichter anzuzünden. Habt Ihr Alles beſorgt für die Leute?"

„Alles! Alles! Was denkſt Du denn, Mamachen, übermorgen iſt heiliger Abend!" erklärte Gretchen. Und nun rechnete ſie her: „Die Köchin — ein Kleid; das Kindermädchen — einen Mantel; der Burſche — eine Uhr." Dann lief ſie hinüber zu der Mutter und wisperte ihr etwas ins Ohr. „Aber vergiß es nur nicht, Mamachen, und bitte, bitte, ſeid pünktlich um

fünf Uhr hier: Kleinchen darf nicht ſo lange auf-bleiben.“ —

Der heilige Abend war angebrochen. War das ein Tag! So viel ſtrahlende Geſichter hatte ich lange nicht geſehen; die Anna lachte in der Küche, die Minna in der Kinderſtube; meine Frau koſte mit der Kleinen, wenn ſie geſchäftig an dem Bettchen vorüber kam, und Fräulein Elſe lag darin, ſtrampelte mit den Beinchen und erzählte ſich ſelbſt lange Geſchichten. Durch die Fenſter ſah, ebenfalls lachend, die helle Winterſonne, und im ganzen Hauſe duftete es nach Tannenbaum, Wachskerzen und Kuchen.

Wie eilig und wichtig die junge Mama war! Sie wußte gar nicht, wo zuerſt beginnen. Im Salon ſtand die Tafel zur Beſcheerung bereit; wir hatten für ſo Viele aufzubauen, für Mamachen und Schwä-gerin und zwei Brüder meiner Frau, die auf Urlaub daheim waren; für die Dienerſchaft und vor Allem für das Kind. Sie würden ja Alle nur das Kind anſehen, und die Brüder kannten das Gretchen noch nicht als Hausfrau und Mama.

Heute nun wollte ſie ſich zeigen; alles Silber war herausgegeben, der feinſte Damaſt; für das Baby das weiße geſtickte Kleidchen mit den himmelblauen Schleifen.

„Rudolf! Rudolf!“

„Ja, mein Kind!“

Sie kam athemlos herein mit einem Billet.

„Denke Dir, die Mieze! die Mieze hat ſich verlobt mit dem Aſſeſſor! Er kommt heut Abend natürlich mit — Rudolf, da ſteht's!“

„Nun, das iſt allerliebſt!“

„Und da ſchreibt Mama; ſie ſchickt Champagner für heute Abend. Rudolf, ich bitte Dich, Du mußt noch eine Kleinigkeit beſorgen für den neugebackenen Bräutigam, eine Meerſchaumſpitze oder ein Bierſeidel oder dergleichen; man kann ihn doch bei der Beſcheerung nicht umgehen.“

„Ja, mein Engel —“

„Aber raſch! Du mußt mir nachher noch helfen beim Anputzen des Baumes.“

„Sofort, Gretchen — das heißt, wenn ich hier fertig bin; ich habe auch meine Geheimniſſe.“

So ungefähr drei Uhr Nachmittags machte ich mich auf den Weg, um den Auftrag meiner Frau auszuführen. Ich fand bald, was ich ſuchte, drängte mich durch die haſtig treibende Menge auf den Weihnachtsmarkt, kaufte einen Veilchenſtrauß für Grete, freute mich über die erwartungsvollen Geſichter von Alt und Jung, dachte an mein blondes Mäuschen zu Hauſe und fand, daß ich doch ein glücklicher, ein ſehr glücklicher Menſch ſei. Wie arm war ich einſt, wie reich bin ich jetzt! Die Weihnachtsabende von früher fielen mir ein . . . wie kalt, wie düſter, wie ungemüthlich! Das eine Mal trank ich mir einen Rauſch in Punſch; das war die allerhäßlichſte Weihnacht. Mei-

ſtens aber ſaß ich allein, ganz allein; ich hatte nicht einmal Jemand, der mir eine Weihnachtskiſte ſandte, die ich auspacken durfte.

Auf einmal fiel mir die Weihnacht ein, an der ich Männe kaufte, Männe, den treuen Freund meiner Einſamkeit. Wie lange hatte ich nicht an den kleinen Kerl gedacht! Der Burſche hatte indeſſen gewechſelt und Männe mitgenommen; aber ſiehe da! ſchon anderen Tages war der Hund wieder im Pferdeſtall. Der neue Burſche hatte es mir gemeldet und gefragt, ob das Thier bleiben ſolle? Ich hatte kurz genickt. Der Hund war ein Stachel in meinem Gewiſſen, der einzige wunde Punkt zwiſchen Gretchen und mir. „Behandle ihn gut!“ — „Zu Befehl, Herr Lieutenant.“

Seitdem hatte ich in der That mich nicht mehr um ihn gekümmert. Dieſe dumme Sentimentalität! Ich ſtand plötzlich im Schlächterladen und kaufte eine Wurſt; ich wollte noch in den Pferdeſtall, bevor oben die Beſcheerung anfing. Im Stalle war weder Männe noch der Burſche; die Stubenthür zu des letzteren Quartier fand ich verſchloſſen; er half wohl oben in der Küche. Aber ein freudiges Schnuppern und Kratzen drinnen verrieth mir den Aufenthalt des Thieres. „Warte nur, alter Kerl, ich ſchicke dir die Wurſt nachher.“

Es war ſchon leichte Dämmerung, als ich die Flurthür öffnete und lautes Geſpräch und Lachen mir entgegenſcholl. Ich hatte mich natürlich verſpätet —

ſie waren ſchon alle da? Richtig, meine Stube voller Menſchen; die Brüder, das Brautpaar, die Schwiegermama beim Kaffee.

„Wo iſt meine Frau?“ erkundigte ich mich unter Händeſchütteln und Glückwünſchen.

„Im Salon beim Weihnachtsmann, und ſie erwartet Dich. Genire Dich nicht, wir unterhalten uns hier ſchon.“

Im Salon war es ſtill und feierlich; die Tritte der kleinen geſchäftigen Füße hörte man kaum auf dem weichen Teppich, nur die Seide des Kleides raſchelte leiſe, und wir ſprachen mit gedämpfter Stimme; das Kind ſchlief noch.

„Rudolf,“ flüſterte ſie, „iſt es nicht ſüß, iſt es nicht reizend?“ Und ſie zog mich zu dem Plätzchen unter dem Tannenbaum, wo ſie alle die bunten Spielſachen aufgebaut hatte. Wir ſtanden Beide davor und ſahen uns in die Augen; „Unſer Kind! Unſer liebes Kind!“ — Dann gaben wir uns einen Kuß, ſie wiſchte ſich eine Thräne ab, und wir verſicherten uns gegenſeitig, es ſei zu ſchön auf der Welt, wir ſeien zu glücklich, ſie und ich und das Kind —.

„Geht's noch nicht bald los?“ rief draußen die Stimme von Gretchen's jüngſtem Brüder, dem Fähnrich.

Wir fuhren wie ertappte Liebesleute auseinander. Grete verſchwand im Kinderzimmer, nachdem ſie mich noch ermahnt hatte, nicht unter das Tuch zu ſehen, das die für mich beſtimmten Gaben verhüllte. Und

während ich raſch das Etui mit dem heißerſehnten Armbande und noch verſchiedene Kleinigkeiten auf ihren Platz legte, hörte ich ſie mit dem Kinde im Nebenzimmer plaudern: „Ei, ei, mein Mäuschen, jetzt — jetzt aber hübſch ſtill halten, der Weihnachtsmann iſt da.“

Dann brannte ich die Lichter an und klingelte, und das Freuen und Jubeln war genau ſo, wie Jeder meiner Leſer es kennt, wenn er einmal im Kreiſe glücklicher Menſchen einen Tannenbaum brennen ſah. Grete und ich hatten nur Augen für die Kleine; Einer nahm ſie dem Andern ab; für jeden Freudenlaut küßten wir ſie. Großmama und Onkel und Tanten, ſogar der neue Bräutigam legten der kleinen Prinzeſſin ſo viele Gaben zu Füßen, daß wir uns wie in einem Nürnberger Spielwaarengeſchäft befanden.

„Hier, laßt ſie einmal Champagner koſten,“ rief der jüngſte Onkel. „Wahrhaftig, die verſteht's — Grete, haſt Du geſehen, wie Deine Tochter ſchlucken kann?“

„Macht mir das Kind nicht betrunken,“ bat meine Frau.

„Ei, das ſchadet ihm nichts.“

„Nein, das dulde ich nicht,“ erklärte die Großmama, „ſeht doch, ſie hat ſchon ganz kleine Augen!“ Und ſie entriß uns das Baby faſt gewaltſam und verſchwand mit ihm in die Kinderſtube.

Um ſechs Uhr gingen wir zu Tiſche, Gretchen

hatte dem Brautpaar zu Ehren das Souper in ein Diner verwandelt; ſie lief noch einmal eilig zu der Kleinen und nahm dann den Platz vor der dampfenden Suppenſchüſſel ein. „Sie ſchläft ihren Rauſch aus," lachte ſie, „Minna ſitzt an ihrem Bettchen. Ihr habt ihr auch zuviel Champagner gegeben."

So eine Stunde mochte vergangen ſein in fröhlicher Unterhaltung, in Neckerei und Jugenderinnerungen; da ſtand die Großmama auf und öffnete das Fenſter.

„Horcht, die Glocken!"

Wir waren Alle ſtill. Einem Jeden von uns kam wohl ein feierlicher Gedanke. Das junge Brautpaar hatte ſich verſtohlen die Hände gereicht; Gretchens Kopf lag an meiner Schulter; der ältere Schwager dachte hinaus an das Mädchen, das er heimlich liebte, an künftige glückliche Weihnachten, der jüngere ſchaute ernſthaft in ſein Glas. Am Fenſter ſtand eine Frau und wiſchte ſich heimlich die Thränen. „Sie denkt an Papa," flüſterte Gretchen mir zu.

Da auf einmal miſchten ſich in dieſe Glockenklänge Töne, die mich erſchreckt zuſammenfahren ließen; — es war das halberſtickte Geheul eines Hundes, erbärmlich klagend, Hilfe heiſchend.

Ich ſprang empor. „Männe! das iſt Männe's Stimme! Wo mag er ſein?"

„Der unnütze Störenfried! Wie iſt er nur wieder heraufgekommen?" hörte ich noch ärgerlich

Gretchen rufen. Dann ſtand ich im Vorflur und horchte. Aber in dieſem Augenblick war Alles ſtill.

„Männe! Männe!“ rief ich und riß die Flurthür auf — Nichts zu ſehen. Ich trat in die Küche; der Burſche und die Köchin in vollſter Thätigkeit, die Letztere ſchob eben eine ziſchende und rauchende Pfanne vom Feuer.

„Wo heult der Hund?“ rief ich.

Der biedere Pole ſtand mit offenem Munde, das Tuch und einen abgetrockneten Teller in den Händen. „Weiß ich nicht, Herr Lieutenant; war ich vorhin unten und gab ihm Wurſt, meine ich, er iſt im Pferdeſtall.“

Da — wieder das gedämpfte und doch ſo heftige Kratzen, das Heulen, Winſeln! Im nächſten Augenblick war ich durch den ſchwach erhellten Salon geeilt und hatte die Thür der Kinderſtube geöffnet.

Barmherziger Gott!

Eine Wolke erſtickenden Qualmes zog mir entgegen, ein laut klagendes Geſchöpf ſprang an mir herauf, leckend, winſelnd, und floh dann zurück in das raucherfüllte Zimmer. Halb ſinnlos vor Angſt drang ich nach; dort wußte ich das Bett des Lieblings — ich taſtete, mühſam athmend, hinüber, griff in die Kiſſen und hob das Kind heraus; ſchwer lag es in meinen Armen. Und nun eilte ich aus der tödlichen Luft nach dem Salon.

Der Burſche war mir nachgekommen, hatte ge-

ſehen und die Schreckenskunde an die feſtliche Tafel gebracht. Ich ſaß mit dem lebloſen Kinde am Fenſter, das ich inſtinktiv geöffnet, und vor mir lag zitternd, ſchreckensbleich, keines Wortes mächtig, meine Frau auf den Knieen.

„Mein Kind, Rudolf, mein Kind!“

Ich hörte Rufen und Schreien; ich fühlte, wie meine Schwiegermutter es mir vom Arme nahm, und ſprang auf die Füße und richtete die arme kleine Frau empor.

„Komm, Grete ſei ſtark!“ rief meine Schwiegermutter, „Waſſer — Eau de Cologne — einen Arzt!“ Und Gretchen eilte zitternd zu dem Tiſche, auf den man das Kind gelegt hatte; mit bebenden Händen entkleidete ſie es, mit bebenden Händen und angſtverzerrtem Geſichte. Das Zimmer hatte man raſch erhellt; ſie waren Alle da bis auf meinen älteren Schwager und den Burſchen, die den Arzt ſuchten. Man hörte nur das angſtvolle Athmen, das unterdrückte Schluchzen meiner Frau.

„Bleib' ruhig, Grete,“ tönte die Stimme meiner Schwiegermutter, „ruhig, mein Liebling! So, nun das Hemdchen herunter.“

Ich ſtand dabei und ſah, wie das blaſſe Antlitz der alten Frau ſich zu dem tiefgerötheten Geſichte des Kindes herniederbeugte, wie ſie die Fußſohlen rieb und die kleine Bruſt. Keiner von uns wagte zu athmen; eine lange Pauſe, und dann — „es lebt,

mein gutes Kind, ich fühle das kleine Herz, wie es ſchlägt!“ Ein paar große Tropfen perlten über die Wangen der Großmutter.

„Es lebt!“ rief Gretchen. „Großer Gott, habe Dank!“ Sie nahm es empor, hüllte es in die Decken und eilte wieder an das offene Fenſter; friſche reine Luft ſtrömte ihr entgegen, und leiſe, leiſe begann das Kind zu weinen.

„Weine nur, mein Liebling, weine nur!“ — Es klang mir wie erlöſend in dieſem Augenblicke. Ich hielt ſie Beide umfaßt, Mutter und Kind.

„Gretchen!“

„Rudolf, es wäre auch mein Tod geweſen.“

„Sprich nicht ſo, Gretchen.“

Sie waren Alle hinausgegangen. Wir ſtanden da, noch immer den neugeſchenkten Liebling im Arme, der jetzt blaß, aber mit großen offenen Augen uns anſchaute. Ja, raſch kann ſich Glück und Unglück wenden!

„Wie iſt es doch gekommen, Rudolf?“

Da flog die Salonthür auf, und ein bleiches verſtörtes Mädchen eilte herein und fiel Gretchen zu Füßen.

„Gnädige Frau — Verzeihung — barmherziger Gott, vergeben Sie mir!“

Meine Frau wandte den Kopf von ihr und winkte, ſie ſolle ſich entfernen.

„Herr Lieutenant,“ jammerte die Minna, und

rutſchte auf den Knieen zu mir herüber, „ich bin ſchlecht geweſen! Ich bin zu meinem Bräutigam gelaufen; ich hatte ihm ein Paar Pantoffeln geſtickt, die ich ihm bringen wollte; Elschen ſchlief ſo ſchön, und ich habe vergeſſen, den Wachsſtock auszulöſchen — das Nachtlicht brannte ſo trübe, und ich fand keinen Leuchter und ſtellte ihn in den Nähkorb, und da iſt er heruntergebrannt und hat die Wolle angezündet. Ich war aber nur in Angſt wegen Männe, der ſich in die Stube geſchlichen hatte, und lief, ſo raſch ich konnte, wieder her, und nun — doch zu ſpät, Herr Lieutenant!“

„Gehen Sie,“ befahl ich, denn eben trat der Arzt ein. Wankend verließ das Mädchen das Zimmer.

„Es lebt, Herr Doktor!“ riefen wir ihm entgegen.

„Was ſind das für Sachen!“ ſagte er kopfſchüttelnd und beugte ſich über die kleine Patientin. Er kannte die ganze Unglücksgeſchichte bereits von meinem Schwager. „Ein paar Augenblicke ſpäter, Herr Lieutenant, dann — welcher glückliche Zufall hat Sie noch rechtzeitig hingeführt?“

„Ja, ein glücklicher Zufall, Herr Doktor!“ und meine Augen ſahen ernſt in die von Gretchen, die ſich langſam ſenkten.

„Iſt das Kind außer Gefahr?“ fragte ſie haſtig, und ihr blaſſes Geſicht färbte ſich auf einmal dunkelroth.

„Ich ſollte es denken, gnädige Frau. Legen Sie die Kleine ſchlafen in einem andern, friſch gelüfteten

Zimmer. Morgen früh ſehe ich wieder nach, und — ſorgen auch Sie, daß Sie ruhig werden.“

Bald herrſchte tiefe Stille in unſerer Wohnung. Sie gingen Alle und drückten uns nun ganz beſonders feſt die Hand. Im Salon neben dem Weihnachtstiſch ſtand jetzt das Bettchen mit dem ſchlummernden Kinde. Leiſe ſchluchzend kniete die Mutter daneben, die Hände gefaltet, den Kopf in die Kiſſen geborgen.

Dann erhob ſie ſich. „Komm mit, Rudolf!“

„Wohin?“

„Komm mit!“ Sie zog mich an der Hand hinaus, durch den Korridor, die Treppe hinunter. „Der Hund, Rudolf, der gute Hund!“ flüſterte ſie auf der Schwelle des Pferdeſtalles. „Rufe Du ihn, denn mir wird er nicht gehorchen.“

„Männe!“ rief ich in den dunſtig-warmen dunklen Stall hinein; da raſchelte es im Stroh und kam zu mir herüber, winſelnd und bellend vor Freude.

„Komm, Männe!“ ſagte Gretchen und hob ihn auf den Arm, „komm!“ Und als wir Beide wieder über den Hof ſchritten, da ſah ich im Sternenlichte der heiligen Nacht das ſchwarze Fellchen des Hundes an der zarten Wange der blonden Frau, und ſah die großen Thränentropfen, die aus ihren Augen fielen, und die Hand, die das Thierchen ſtreichelte. So ſtieg ſie raſch und ſtumm die Treppe empor.

„Setz ihn nieder, Gretchen; er kommt ſchon mit,“ bat ich. Aber ſie ſchüttelte nur den Kopf,

und oben verſchwand ſie raſch im Eßzimmer mit dem Hunde.

Ich folgte ihr nicht; ich ſtand im Salon am Fenſter und dachte der letzten Stunden.

O furchtbar!

Nun im Eßzimmer leiſe Tritte, Klappern von Tellern; „Komm, Männe!“ ſprach Gretchen weich. „Komm!“

Nach einer Weile trat ſie an meine Seite und faßte meine Hand. „Vergieb mir, Rudolf!“

„Was denn, Gretchen?“

„Der Hund — der Männe, unſer Männe —! Ich weiß es! Es hat Dich jahrelang geſchmerzt, daß ich . . .“

Ich ſtrich ihr über das weiche Haar. „Laß gut ſein, Gretchen, es iſt Alles vergeſſen — in dieſer Stunde!“

Eben drängte er ſich durch den ſchmalen Spalt der Thür und lief herüber zu mir. „Guter braver Kerl, ſei bedankt!“

Er ſtand wedelnd vor uns und ſah uns abwechſelnd an, als wollte er ſagen: „Was habt Ihr närriſchen Menſchen; ich that einfach nur meine Hundepflicht.“

So ſaßen wir ſchweigend am Bettchen des Kindes, lange; der Männe lag auf meinem Schoß, wie in vergangenen Tagen.

Fröhliche ſelige Chriſtnacht ſenkte ſich über die

Erde und redete zu uns von Liebe und Frieden. Feſt umſchlungen hielten ſich unſere Hände in echter Weihnachtsdankbarkeit. Ja, Liebe und Frieden über der weiten großen Welt, Liebe und Frieden in der engen Welt unſeres Hauſes.

Merkſt du, wie ſüß ſie walten? Wann haben wir uns je ſo treu in die Augen geſehen, mein Gretchen und ich? So ſonder Schatten, ſonder Bitterkeit?

Und auch du, kleiner ſchwarzer Geſell, auch du haſt Theil an dieſem Frieden. Du wirſt nicht mehr frierend und hungernd auf der Schwelle ſitzen und mich anſchauen mit dem rührenden fragenden Blick der ſtummen mißhandelten Kreatur — nie mehr!

Leiſe tickt die Uhr, leiſe rauſcht die Goldfahne des Tannenbaumes; und leiſe athmet unſer geliebtes Kind. Bleibt bei uns, Liebe und Frieden, immerdar!

Jascha.

Digitized by Google

In einer kleinen Stadt, von köſtlichen Wäldern umgeben, finden Mädchen von fünfzehn bis achtzehn Jahren im Hauſe einer hochgebildeten Frau Penſion. Fern von dem Getriebe der Großſtadt bietet der Aufenthalt, neben Unterricht in Literatur, Konverſation und Muſik, den jungen Mädchen die reinſten Freuden einer ſchönen Natur, eines harmoniſchen Zuſammenlebens und die vollſte Gelegenheit, in der ozonreichen Luft ihre Geſundheit zu kräftigen. Bedingungen, Referenzen 2c.

Man muß nun nicht an eine Penſion denken, wo man noch auf den Schulbänken zu ſitzen pflegt; wir waren ſämmtlich erwachſen, zwei von uns bereits verlobt — Lene Beckenſchild und ich. Aber darum konnten wir doch alle die Wohlthaten vertragen, welche die obige Annonce verhieß; und das Zuſammenſein mit fröhlichen, gleichalterigen Genoſſinnen, die gütige Fürſorge der liebenswürdigen Vorſteherin und die erfriſchende Waldluft ſtählten Geiſt und Herz für künftige ſchwere Zeiten. Ich ſpüre noch heute den Segen jener

harmlosen, köstlichen Jahre, die ich bei Frau Doktor Degenhardt verlebte. Und wie oft noch bin ich Nachts im Traum in jenem großen, alten Hause, in seinen geräumigen, trauten Zimmern, in dem schattigen Garten, der es umgab!

Mehr als zwölf Pensionärinnen nahm Frau Doktor nie; einmal nur wurden wir auf kurze Zeit — dreizehn. Auf kurze Zeit — es war so traurig! Man sollte wohl traurige Geschichten nicht erzählen; und doch, sie, von der diese Zeilen sprechen, war es wohl werth, daß man ihrer gedenkt. Und heute, wo wiederum der Herbst da ist und die Blätter fallen, gedenke ich ihrer so recht lebhaft und jenes Septembers, da ich ihr nahe treten konnte.

Des Augenblicks, als sie zu uns kam, erinnere ich mich noch so deutlich! Wir saßen alle Zwölf im Saal, ganz verschieden beschäftigt; es war einer der Tage, an denen bei Strafe kein Wörtchen Deutsch gesprochen werden durfte, und Mademoiselle Cecile, die hübsche, lebhafte Französin, schwang heute ihr Scepter; die Engländerin saß stumm am Ofen — es war im März — und nähte points lace für einen jener großen, altmodischen Kragen, die sie beständig über dem Kleide zu tragen pflegte; sie sah mißmuthig aus und fröstelte. Frau Doktor las uns Etwas vor. Was? — Das habe ich heute vergessen. Auf einmal scholl schmetternd ein Posthorn herauf, ein Wagen rasselte über das Pflaster, und Mademoiselle, die an das Fenster geeilt

war, ſchrie: „Mon dieu, quelle surprise, une visite pour votre maison — voilà madame.“

Wahrhaftig! Schon nach ein paar Minuten ſtürzte Johanne in das Zimmer mit einer Karte, ob Frau Doktor die Damen empfangen wolle.

Frau Doktor befahl, dieſelben in ihr Zimmer zu führen, und nun ſaßen wir da, neugierig wie die Spatzen; denn ein Beſuch per Extrapoſt war für unſer ſehr ſtilles Leben immerhin ein Ereigniß. Mademoiſelle, die ebenfalls an Wiſſensdrang litt, lootſte Johanne herein.

„Was iſt's?“ fragte ſie.

„O, furchtbar fein!“ erwiderte das luſtige Stubenmädchen, „die alte Dame im Sammetpelz, und die junge —“

„Eine junge? Sie ſoll wohl in Penſion hier?“

„Noch eine?“

„Nein, das geht nicht!“

„Das könnte uns fehlen! Wir ſind ja ſchon zwölf!“ klang es durcheinander.

„Dreizehn? Das bringt Unglück!“ meinte unſere Jüngſte, die blonde Liddy.

„Das brauchen wir nicht zu leiden!“ erklärte Dora von Lindenberg.

Wir waren vor lauter Aufregung in unſer geliebtes Deutſch zurückgefallen und ſprachen durcheinander, abermals wie die Spatzen, wenn ſie Morgens erwachen.

„Wie heißen ſie denn, Sie hatten ja die Karte, Johanna?“

„Frau Landrath von Ponianska nebſt Enkelin,“ rapportirte das Mädchen und zog ſich eilends zurück, denn die Glocke ſchellte aus Frau Doktors Zimmer.

Ja, was würde es nur werden? O, Frau Doktor wird ſie nicht nehmen, darin waren wir einig. Aber, ſiehe da, wir hatten uns geirrt; die Frau Landrath im Sammetpelz beſtieg allein die Extrapoſt und fuhr mit dem Abſchiedsgruß des Poſthorns zum Städtchen hinaus, und bei der Abendtafel ward uns eine neue Hausgenoſſin, Numero dreizehn, vorgeſtellt und fand ihren Platz neben Frau Doktor, die liebreich und freundlich mit ihr ſprach.

Sie war ein ſchlankes Mädchen von ſiebzehn Jahren. Ihre blonden Haare trug ſie in einem feſten Knoten am Hinterhaupte und ſo feſt zuſammengenommen, daß man nicht ahnen konnte, welch eine Fülle goldiger Wellen er barg. Auf der niederen, mattweißen Stirn krauſten ſich ein paar ſchimmernde Löckchen, die wunderbar genug abſtachen gegen die dunklen Brauen, welche ſich über ein Paar tiefliegenden großen Augen wölbten, Augen, die in dieſes Frühlingsgeſicht gar nicht hinein zu gehören ſchienen: ſo traurig blickten ſie in die Welt. Wenn die etwas ſchweren Lider geſenkt blieben, glich das ſchöngeformte Antlitz dem eines Kindes: ſo weich war der Zug um den ſchwellenden, kleinen Mund, ſo thaufriſch die bleiche

Haut, ſo zart die Rundung der Wangen. Hoben ſich die Wimpern, ſo ſagten die eigenthümlich grauen Sterne von Leid und trüber Erfahrung mit wahrhaft erſchreckender Beredtſamkeit. Sie hieß Jaſcha im Inſtitut; ſie ſprach das Deutſche mit einem eigenthümlichen Accent; ich hörte ihr weiches, rollendes Zungen-R unendlich gern. Sie brachte es ohne jegliche Mühe hervor und wurde uns „ſprachfaulen“ Andern, die ſo gern das R völlig ignorirten, in der Folge von dem alten Doktor Juſt als Muſter aufgeſtellt. Der alte Mann konnte völlig in Begeiſterung gerathen, las die weiche, klingende Mädchenſtimme eine Ballade. „Das iſt Muſik, liebſtes Fräulein Jaſcha, Muſik, meine Damen! Achten Sie auf dieſes:

‚Hart ſtößt es auf am Strande —‘

Sie hören förmlich, wie der Uferkies knirſcht, wie das Boot ſich heran ſchiebt. Sie würden ſämmtlich leſen: ‚Hat ſtößt es auf am Stande‘ —“

Doktor Juſt blieb in der Folge ſo ziemlich der Einzige, der Jaſcha Ponianska Wohlwollen entgegentrug; uns blieb ſie faſt fremd, den Lehrerinnen auch; und der Frau Doktor, die ſich ſonſt binnen wenigen Wochen die Herzen, auch der Sprödeſten unter uns, zu gewinnen wußte, ſo daß wir ſämmtlich mit ſchwärmeriſcher Begeiſterung an ihr hingen, wollte dieſes eine ſich nicht zuwenden.

Jaſcha war ſtets ruhig; niemals gab ihr Be-

nehmen zum Tadel Anlaß; nie aber that ſie auch nur einen Schritt aus dieſer Reſerve heraus; und unſere für die Ewigkeit geſchloſſenen, ſchwärmeriſchen Mädchenfreundſchaften, das Raunen und Wiſpern, das herzerquickende Lachen, das Wichtigthun mit wirklichen oder eingebildeten, höchſt unſchuldigen Geheimniſſen, die kleinen, muthwilligen Streiche, die wir ab und zu verübten, waren Dinge, für die ſie kein Verſtändniß, nach denen ſie kein Verlangen zu haben ſchien. Wir gaben es daher bald auf, ſie für uns zu gewinnen, nannten ſie „den polniſchen Eiszapfen“ — ſie kam aus der preußiſchen Provinz Poſen — und kümmerten uns nicht mehr um ſie als um ein Bild an der Wand.

Wenn wir in dem Penſionsgarten umhertollten, pflegte ſie — denn hinaus mußte ſie mit, um nach Vorſchrift friſche Luft zu genießen — an dem kleinen Weiher zu ſitzen und in das Waſſer zu ſtarren, ein recht häßliches, unheimliches Waſſer, von dem die Sage ging, daß es keinen Grund habe. Es gehörte nicht mehr zu unſerem Territorium; es lag bereits auf fürſtlichem Gebiet, in dem verwilderten Park, der das Jagdſchloß umgab, hier an die Gärten des Städtchens grenzte und nach jenſeits in die Wälder überging, die ſich meilenweit ausbreiteten. Und juſt hier hatte die hohe Buchenhecke unſeres Gartens eine Lücke, und die Zweige ſchlugen manchmal über irgend eine helle Geſtalt zuſammen, wenn es Einer von uns gelüſtete, dort am Weiher Vergißmeinnicht zu pflücken oder ein paar

Waſſerroſen, mit denen Ufer und See überreich geſchmückt waren.

Nun, dort pflegte Jaſcha zu ſitzen, und wir ließen ſie, denn ſie war uns die Langweiligkeit in Perſon. Und Lotte von Dahlen, die mit ihr dasſelbe Zimmer bewohnte, erklärte ganz offenherzig: es ſei zum Verzweifeln, ſie halte es nicht länger aus und werde Frau Doktor Degenhardt bitten, ihr eine andere Stube anzuweiſen; ſie habe nicht Luſt, ſich todt zu mopſen, wenn wir rechts und links in den Nebenſtuben ſcherzten und kicherten.

Eines Tages, es war mittlerweile Hochſommer geworden, berathſchlagten wir im Garten über die lebenden Bilder, die wir zu Frau Doktors Geburtstag ſtellen wollten, und da wir nothwendig noch eine Perſon gebrauchten für Vautier's Tanzſtunde und ſie, nachdem ſie uns ein Weilchen erſtaunt angeſehen ob dieſer Zumuthung, den Kopf ſchüttelte und ſagte: „Ich danke, ich möchte aber lieber nicht mitſpielen, ich paſſe nicht dafür," brach bei uns Allen der Unmuth aus.

„Ja — nein — wie Sie wollen!" — wir nannten uns mit Jaſcha „Sie", gegen allen Komment — ſei das Einzige, was dieſe polniſche Prinzeſſin von ſich gebe, erklärte Lotte, aber dafür weine ſie ſehr oft die halben Nächte hindurch, daß man kein Auge zuthun könne, und wenn man ſie dann frage, was ihr fehle, ſchweige ſie, oder es komme ein ſanftes „O pardon,

ſtörte ich Sie? Ich habe wohl im Traume geweint, ich träume oft ſo ſchwer.“

„Und kurz und gut,“ ſchloß die niedliche Brünette und hob die ſchlanke Hand wie zum Schwur; „ich ſage Euch, ich will nicht länger mit ihr wohnen, und wenn es Frau Doktor nicht auf meine Bitte ändert, ſo werde ich mich an Papa wenden, der wird ſchon dafür ſorgen, daß —“

Wir ſtanden alle Elf im Kreiſe um die Sprecherin, — Numero Dreizehn, Jaſcha Ponianska, ſaß ſchon wieder am Weiher außer Hörweite — und waren ſämmtlich einer Meinung mit Lotte von Dahlen. „Sie kann ja allein ſchlafen!“ fügte ſie eben noch hinzu.

„Das wird ſie nicht, Charlotte!“ ſcholl da die Stimme der Frau Degenhardt plötzlich in unſere Ohren. Blitzſchnell hatten wir Front gemacht und ſahen unſere vergötterte Penſionsmutter mit recht verlegenen Geſichtern an.

„Du, Charlotte,“ ſagte dieſe mild, aber beſtimmt, „wirſt Dein Bette mit Mary tauſchen; ich hoffe, ſie wird duldſamer ſein.“

Aller Blicke hatten ſich nach mir gewendet bei Nennung meines Namens. Ich ſtand faſt beſtürzt da, und meine Augen füllten ſich mit Thränen; es war ſo wunderſchön geweſen bisher mit meiner geliebten Dora in einem Zimmer, und nun ſollte das plötzlich Alles vorbei ſein? Das heimliche Schwatzen von Bett zu Bett, wenn der Mond verſtohlen ins Fenſter blickte,

das Ausmalen künftigen Glückes, die heimliche Lektüre unſeres intereſſanten Romans, den wir uns bei einem Stearinnachtlichte mit gedämpfter Stimme vorlaſen. Wir waren ja juſt in der Mitte und ſo recht in der ſpannendſten Verwickelung: wie ſollte ich nun erfahren, was aus Leonore von Rothſattel würde in Freytag's „Soll und Haben"?

Dora warf mir einen traurigen Blick zu; ich ſenkte den Kopf und unterdrückte ein Schluchzen; zu widerſprechen wagte ich nicht.

„Geh jetzt, Mary," klang abermals das milde Organ unſerer Vorſteherin, „und ſetze Johanna von dieſer Aenderung in Kenntniß. Ich verlaſſe mich darauf, daß es freundlich geſchieht; ich kenne ja Dein gutes Herz."

Ich machte eiligſt Kehrt, warf mich außer Sehweite auf eine Bank, ſchluchzte mehrere Minuten lang inbrünſtig ob dieſer Tyrannei und ging dann in düſterer Stimmung dem Weiher zu, an dem ich Jaſcha zu ſuchen hatte.

Richtig, da ſaß ſie. Ich betrachtete ſie ein Weilchen von dieſeit der Buchenhecke. Sie hatte die Hände im Schoß gefaltet und ſah über die kleine Waſſerfläche hinweg in die dichte Wirrniß der Bäume, durch welche nur hier und da der glühende Schimmer des Abendroths leuchtete. Es herrſchte ein gedämpftes roſiges Licht, und roſig flimmerte es aus dem ſonſt ſo finſtern Waſſer zurück und wob ſich roſig um das

ſonſt ſo blaſſe Geſicht Jaſcha's. Sie trug ihr blaues einfaches Wollkleid wie alle Tage und das ſchwarze Sammetband um den ſchlanken Hals, daran leiſe bebend ein goldenes Kreuz mit Türkiſen beſetzt hing, ohne welches ich ſie noch nie erblickt hatte. Unbeweglich verharrte ſie ſo, ſie ſchaute ſich auch nicht um, als ich mich durch die Hecke drängte und zu ihr hinüber ſchritt. Erſt als ich ſprach, blickte ſie auf, und ſo ſehr wirkten dieſe traurigen Augen auf mich, daß ich die mißmuthige Art meiner Anrede, welche ich beabſichtigt hatte, unterließ und nur ſagte:

„Wir werden zuſammen wohnen — von jetzt ab; ich ſoll es Ihnen mittheilen.“

„O, Sie ſind ſehrr freundlich!“ erwiderte ſie, ſich erhebend.

Wir ſtanden dann eine ganze Weile ſtumm neben einander. Ich wußte Nichts mehr zu ſagen, ſie offenbar auch nicht. Endlich machte ich eine Bemerkung, daß der Platz hier ſehr hübſch ſei.

„O, err iſt es!“ erwiderte ſie, „es iſt ſehr friedevoll hierr.“

Dann wieder Pauſe; das Läuten der Eßglocke klang uns wie erlöſend. Ohne ein Wort ſchlugen wir den Weg durch die Buchenhecke ein und folgten den Andern nach, die eben durch die Gänge eilten. Ich biß plötzlich die Zähne zuſammen; vor uns flatterten aus dem Gebüſch wie ein Paar zärtlicher Vögelchen — Dora und Lotte; ſie hielten ſich um die Taillen

gefaßt und ſchienen ein Herz und eine Seele. O, ſie würde mich nicht einen Augenblick vermiſſen, die Falſche!

Von einem plötzlichen Impuls getrieben, legte ich meinen Arm in den Jaſcha's, und ein gezwungen heiteres „Wartet doch!“ rufend, erlangte ich, daß ſich jene Beiden umſahen und mich Arm in Arm mit Jaſcha erblickten.

Das Mädchen hatte meine Annäherung hingenommen, ohne ſich zu ſträuben, aber auch ohne ſie zu erwidern; ſie hielt ſo höflich ihren Arm gebogen, wie ein ſchüchterner Jüngling auf dem erſten Ball. An der Hausthür angelangt, trat ſie zurück und ließ den Arm ſinken. Dora bemerkte es und lachte, und dieſes Lachen brachte mich zu dem Gelöbniß, Jaſcha Poniansk a näher zu kommen und ſie womöglich als Freundin zu erobern. Aber das ſchien leichter, als es ſich in Wirklichkeit erwies.

Als wir zuſammen in das für mich neue Schlafzimmer traten, ſchickte ich mich zu der bewußten Eroberung an. Ich hatte bereits überlegt und beſchloſſen, ſie feierlich anzureden, das heißt mit der Thür in's Haus zu fallen, ihr zu ſagen, da uns das Schickſal einmal zuſammengeführt, wollten wir uns doch ferner nicht mehr ſo fremd gegenüber ſtehen, ſondern verſuchen, uns einander anzuſchließen und verſtehen zu lernen ꝛc. Ich, als die um ein halbes Jahr Aeltere, die ich nur in der Penſion verblieben war, weil mein

alter Großvater — meine Eltern waren längſt verſtorben — fürchtete, daß ſein Haus nicht der rechte Platz für ein junges, lebensluſtiges Mädchen ſei; ich, die heimlich verlobt war mit meinem Vetter Robert, der in zwei Jahren aus Rio zurückkehren würde, um das Geſchäft ſeines Vaters in Hamburg zu übernehmen und mich dann heimzuführen; ich, die ich von Frau Doktor Degenhardt auf Großvaters Wunſch ſeit einem halben Jahre behandelt wurde wie eine völlig erwachſene Dame, ich konnte das thun; von der Aelteren muß ja ſtets die Anregung zur Vertraulichkeit ausgehen.

Es war eine warme Julinacht. Der Mond ſtrahlte in das trauliche Gemach und zeigte die ſchneeweißen Bettvorhänge und einfachen Möbel in faſt tagheller Beleuchtung. Jaſcha begann ihre Nachttoilette ſofort; ich ſetzte mich angekleidet auf einen Stuhl an das offene Fenſter und ſah ihren Bewegungen zu; ſie hatten etwas Langſames, Müdes, ohne der Grazie zu entbehren. Sie kam jetzt in ihrem leiſen Schritt herüber und trat vor den Spiegel zwiſchen den beiden Fenſtern, alſo in meine nächſte Nähe; ſie ſah nicht in das Glas hinein, es mochte dieſes Hintreten ganz mechaniſch geſchehen. Sie hob die beiden ſchlanken Arme, von denen die weißen weiten Aermel des Friſirmantels weit zurückfielen, zum Hinterhaupt empor und löſte ihr Haar.

„Jaſcha," fing ich reſolut an, dann verſtummte ich; ſie hatte, wie erſchreckt über dieſe Anrede, den

Kopf nach mir gewandt, und ihr Anblick, das blaſſe junge Geſicht mit den großen Augenſternen, jetzt von einer wahren Goldfluth umwallt, die faſt märchenhafte Schönheit dieſes Mädchens wirkte ſo verblüffend auf mich, daß mir die Worte verſagten.

„Sie riefen mich? Ja?“ fragte ſie leiſe.

„Ich ſagte — ich wollte —“ ſtotterte ich. — Meine ſchwungvolle Rede war vergeſſen, ſie kam mir dumm und geſucht vor. Ich meinte plötzlich, daß ich warten müſſe, bis dieſes Herz ſich mir freiwillig zuwende; daß es unzart ſei, ſich dieſem Mädchen aufdrängen zu wollen, aus deſſen Blicken ein auf Lebenserfahrung deutender Ernſt ſprach, der es um Vieles reifer machte, um Vieles höher ſtellte, als mich, die Aeltere, Unbedeutendere.

„Iſt es Ihnen auch nicht ſtörend, daß ich nun hier mit wohne, daß —“ begann ich endlich.

„Aber ich bitte ſehrr!“ antwortete ſie, und ich konnte bemerken, wie ein dunkles Roth über ihr Geſicht floß. Sie bückte ſich raſch, nahm den Kamm auf, der ihr entglitten war, und begann, die mächtigen Haarwellen zu durchkämmen.

„Setzen Sie ſich,“ bat ich; „Sie haben ſo ſtarkes Haar, es iſt unmöglich, daß Sie es allein einflechten.“

„O, Sie ſind ſehrr freundlich; ich danke, ich thue es ſtets allein jetzt. Früher —“

Sie brach ab, indem ſie mir wehrte.

„Früher?“ ſagte ich unwillkürlich.

„Meine Mut — —“ Diesmal wurde das R nicht ausgeſprochen, das Wort blieb unvollendet. Es war, als ſei es in einem Aufſchluchzen erſtickt.

„Jaſcha,“ fragte ich weich, „iſt Ihre Mutter auch todt?“

„Todt!“ wiederholte ſie wie abweſend. „Ja, ja!“ ſtieß ſie dann hervor, „ſie iſt todt.“ Und die Hand, die den Kamm hielt, winkte heftig und abwehrend zu mir hin, als ſollte ich ſchweigen. Eben ſo haſtig barg ſie das Haar in einem Netz, eilte ins Zimmer zurück und rüſtete ſich vollends zum Schlafen. „Gute Nacht!“ klang es gedämpft in mein Ohr. Im nächſten Augenblick lag ſie in ihrem langen weißen Nachtkleide vor dem Bette auf den Knieen, die Hände gefaltet, den Kopf geſenkt, und betete.

Merkwürdig lange dünkte es mich, die ich, aus Beſorgniß, ſie zu ſtören, keinen Schritt zu thun wagte. Erſt als ſie ſich niederlegte, ſuchte ich auch mein Lager auf. Schlafen konnte ich nicht, mir war hier Alles fremd; das Bett ſtand anders als drüben und Jaſcha's Geſellſchaft kam mir unheimlich vor. Ich wagte einen Blick zu ihr hinüber — ſie lag dort, die Hände gefaltet über der Bruſt, die Augen geſchloſſen, wie man Todte zu lagern pflegt; ich hörte ſie nicht einmal athmen; ſie veränderte auch ihre Stellung nicht innerhalb der nächſten Stunden, während welcher ich vergeblich den Schlaf ſuchte; immer, wenn ich zu ihr hinüber ſah, lag ſie noch ſo.

Ich begann, mir allerhand wunderliche Sachen auszudenken in der Stille der Nacht, und alle drehten ſich um Jaſcha. Je öfter ich hinüber ſah, deſto unheimlicher erſchien mir dieſe unbeweglich ruhende Geſtalt. Raſch klopfte mir das Herz, die Luft in dem Raum dünkte mich unerträglich ſchwül; ich zählte die Schläge der Thurmuhr, der immer gleich die Dielenuhr im Hauſe folgte; es war ein ſonderbarer Zuſtand zwiſchen Schlafen und Wachen. Dann ſah ich, wie Jaſcha ſich plötzlich im Bett erhob und gleich darauf in ihrem langen Kleide durch das Zimmer wandelte, und ich konnte mich vor herzklopfender Angſt nicht bewegen. Mir fielen ſchreckliche Geſchichten ein von nachtwandelnden Perſonen; das Grauen kroch mir durch den ganzen Körper, und ich fühlte, wie mir die Zungenſpitze ſo merkwürdig ſchwer im Munde lag.

Sie war an ihre Kommode gegangen, zog leiſe, ganz leiſe den Kaſten auf und nahm Etwas heraus; in der nächſten Minute ſaß ſie am Fenſter, ſchob den Vorhang ein wenig zur Seite, und den Kopf tief herniederbeugend, ſchien ſie in dem blaſſen Mondlicht Etwas zu leſen. Nun, nachtwandelnde Perſonen — dachte ich mir — leſen nicht; wie ein Alp fiel es mir von der Bruſt; und ſie ſchreiben auch nicht, und Jaſcha that es jetzt. Ich hörte deutlich das Kratzen ihrer Feder und nun auch ein leiſes Schluchzen; ich ſah, wie ſie mit der Hand an die Augen fuhr und dann haſtig weiterſchrieb. Wohl eine halbe Stunde dauerte

es, dann zerriß sie ein Papier; es machte Geräusch und sie blickte unwillkürlich zu mir herüber. Als ich mich nicht rührte, fuhr sie bedeutend vorsichtiger fort im Zerreißen.

„Jascha!“ rief ich plötzlich, „was thun Sie denn?“

Sie schrak empor, aber sie antwortete nicht.

„Warum sind Sie nicht im Bette?“ fuhr ich fort. „Sind Sie krank, oder —?“

Sie kam herüber zu mir, die Papierfragmente noch in der Hand. „Verzeihen Sie — ich schrieb —“

„Ja, aber wie drollig, in der Nacht?“ warf ich unbarmherzig ein. „Wir haben doch wahrhaftig tagsüber Zeit dazu in Fülle!“

Sie entschuldigte sich nicht, sie stand wortlos mit gesenktem Kopfe, und ich sah, wie eine Thräne über die Wange floß.

„O Jascha, weinen Sie nicht,“ bat ich gerührt, „schreiben Sie, so viel Sie wollen —“

Sie hob stolz den Kopf. „Ich weine nicht mehr, Miß Mary; bitte, glauben Sie mirr, ich thue nichts Unrechtes.“

„Davon bin ich überzeugt!“ versicherte ich.

„Ich danke Ihnen, Miß Mary!“ Sie sagte es mit einem Aufathmen und setzte wie entschuldigend hinzu: „Es ist nicht mein Geheimniß.“

„Bitte, Jascha — Sie können doch selbstverständlich in ihrem Tagebuche schreiben —“

„O, Sie haben Recht, Miß Mary, mein Tage-

buch. Verzeihen Sie, wenn ich Sie weckte; gleich ſoll Ruhe herrſchen.“

Ich ſah, wie ſie ein Schreiben kouvertirte und mit der Adreſſe verſah und, den Brief in der Hand, wieder ihr Bett aufſuchte. Ein leiſes „Verzeihung!“ klang noch einmal herüber, dann ward es ſtill und ich ſchlief ein.

Es war am andern Morgen etwas ſpäter als gewöhnlich, als ich erwachte. Jaſcha's Bett war bereits leer; ſie hatte das Zimmer ſchon verlaſſen. Am Boden vor meinem Bette lag ein Zettelchen; ich hob es gedankenlos auf und las es gähnend:

„Jaſcha, mein Leben, mein Glück, verlaß mich nicht! Komm zur beſtimmten Zeit an die bewußte Stelle, ſüßes Kind, daß ich Dich küſſen und herzen kann —“

Ich ſaß mit einem Ruck empor und ſtarrte dieſe feſte große Handſchrift an; wirr erinnerte ich mich der Erlebniſſe der letzten Nacht; dieſen Zettel verlor ſie, als ſie mit dem zerriſſenen Brief an mein Bett trat. Sollte dieſe Jaſcha, dieſe ſtille theilnahmloſe Jaſcha, dennoch Etwas zu verbergen haben?

Ja natürlich! Jaſcha hat ein Liebesverhältniß, ein heimliches Liebesverhältniß! Weßhalb würde ſie ſonſt ſo verſtohlen während der Nacht ſchreiben. O, es iſt ja abſcheulich! Und mit *der* ſollte man in *einem* Zimmer — — Die überſtrenge Moral meiner achtzehn Jahre, die ganze Unduldſamkeit dieſes

Alters, welches das Leben noch nicht kennt, empörte ſich in mir. Ich überlegte, während ich mich raſch ankleidete, ob ich zu Frau Doktor gehen ſolle, um ihr Alles zu entdecken! Natürlich, es wäre das Beſte, denn man will doch nicht mit „Einer“ zuſammen wohnen, die — — es iſt ja nicht auszudenken! Was würde Großmama ſagen, was Robert, wenn er es erführe? Robert, der immer zu citiren pflegt: „Sage mir, mit wem Du umgehſt, und ich will Dir ſagen, wer Du biſt!“ Und die Penſion! Ihr Ruf wäre dahin.

In der Eile und mit zitternden Händen konnte ich mit meiner Haarfriſur nicht zu Stande kommen. Die Glocke, die uns zum Frühſtück rief, läutete hell, und noch immer ſtand ich und riß die Nadeln aus den Flechten und fuhr mit dem Kamm von Neuem durch die widerſpenſtigen Haare.

Plötzlich that ſich leiſe die Thür auf und Jaſcha trat ein. Sie ſchien erhitzt, warf Hut und Sonnenſchirm auf ihr Bett und lief, ohne mich zu bemerken, an ihren Waſchtiſch, kühlte ſich das brennende Geſicht mit dem kalten Waſſer, ordnete eilig das Haar und verſchwand. Sie hatte ausgeſehen, als ob ſie einen weiten Weg in der heißen Morgenſonne gemacht habe.

Als ich in den Speiſeſaal mit der üblichen, diesmal wahren Entſchuldigung trat, daß ich die Nacht wenig geſchlafen und wider Willen das Verſäumte am Morgen nachgeholt habe, ſaß ſie ſchon bleich und

ſtill am Tiſche, vielleicht ſogar ungewöhnlich bleich. Wir hatten unſeren Platz einander gegenüber und ich bemühte mich, ſie gar nicht anzuſehen; es gelang aber nicht; denn neben mir lag ein Sträußchen Vergißmeinnicht und Farnkräuter, ſo reizend gewunden und ſo thaufriſch, als wären ſie eben gebrochen. Unwillkürlich ſah ich hinüber; ein langer Blick traf mich, ein Blick, der um Schweigen zu bitten ſchien und heiße Dankbarkeit verſprach. Was lag für ein Zauber in dieſen Augen, wie kinderrein und traurig blickten ſie aus dieſem kummerſchweren Geſichtchen! — Ich konnte nicht anders, ich mußte bejahend den Kopf neigen, und damit theilte ich, nach meinem Empfinden, ihre Schuld, und Gott weiß, wie ſchreckliche Stunden ich dadurch erlebt habe. Scheu vor ihr und unerklärliches Mitleid, eine förmliche Sucht, ihren Schritten nachzuſpüren, dann wieder mein Stolz, der mich davon zurückhielt, und der echt mädchenhafte Widerwille gegen unlautere Geſinnung. Mir war es, als könne ich ſie nicht dulden in dem Raume, wo ich athmen mußte, und zu allem dieſem ein böſes Gewiſſen gegen Frau Doktor: Alles ſchuf mir ſchlafloſe Nächte und Stunden ſchwerer Seelenkämpfe.

Ich konnte mich nicht entſchließen, mit ihr freundlich zu ſprechen, und jetzt war ſie die Bittende und Werbende. Sie verſuchte alle jenen kleinen Künſte, mit denen man ein Menſchenherz zu rühren vermag. Das ſtolze ſchöne Geſchöpf war von einer ſo ſanften

Demuth meinen Launen gegenüber, die mich in ihrer Nähe wider Willen befielen als natürliche Folge meines Gemüthszuſtandes. Schonungslos konnte ich ihr böſe Worte in's Geſicht ſchleudern, und wenn ſie mich dann ſo fragend und traurig anſah, hätte ich ihr auf den Knieen abbitten mögen. Sie hatte ſich aber dann bereits abgewandt und war in irgend ein ſtilles Eckchen gegangen, um ſich auszuweinen, während ich ſchluchzend zurück blieb.

Eines Tages verbarg ſie, als ich eintrat, irgend Etwas in ihrem Kommodenſchub. Es war grade wieder eine von meinen böſen Stunden; wir, d. h. Dora, Olga und ich, hatten uns eben über ſie unterhalten. Dora hatte ſich glücklich geprieſen, nicht mehr in ihrer Nähe zu ſein, und Olga gemeint, irgend Etwas ſei mit ihr nicht richtig; ſie glaube, dieſe Jaſcha ſei von ihren Verwandten hierher gebracht, um irgend einen tollen Streich abzubüßen; ſie hoffe, ſie komme noch dahinter. Es ſei aber ein ſtarkes Stück, unſer Haus hier als Beſſerungsanſtalt zu betrachten; ſie begreife Frau Doktor nicht.

„Wie kommſt Du darauf?“ war meine haſtige Frage geweſen, und da hatte denn Olga flüſternd erzählt, ſie habe Jaſcha vor Kurzem Abends mit „Jemand“ am Weiher geſehen. Es ſei ſpät nach dem Abendeſſen geweſen. Sie, Olga, habe ihre Handarbeit im Garten vergeſſen gehabt, ſei eiligſt hinunter gelaufen und zum Tod erſchrocken geweſen, als ſie, an der be-

wußten Lücke in der Buchenhecke vorüberkommend, Flüſtern und Küſſen gehört habe und Jaſcha's Stimme: „Leb wohl! Auf Wiederſehen!“

„Ihr wißt,“ hatte Olga hinzugefügt, „Klatſchen haſſe ich; aber ſollte einmal mit Frau Doktor die Rede auf Jaſcha's Wunderlichkeit kommen, ſo ſage ich es, verlaßt Euch darauf.“

Alſo ſo weit war es! Mit dieſen Gedanken trat ich in unſer Zimmer und ertappte Jaſcha beim Verbergen eines Gegenſtandes. „Geniren Sie ſich doch nicht,“ kam es verächtlich über meine Lippen, „mich intereſſirt Ihr heimliches Gethue ſo wenig wie Ihre heimliche Korreſpondenz; dieſe Sachen liegen denn doch zu tief unter —“

Sie ſah, bleich bis in die Lippen, zu mir herüber. „O, Miß Mary, Sie ſind hart! Ich — wenn ich es ſagen könnte —“

„Bitte, bitte! Ich mag von dieſem Lügengewebe Nichts wiſſen.“

„Lügengewebe?“ fragte ſie und ſtand vor mir mit flammenden Augen. „Beweiſen Sie mir *eine* Lüge, Mary!“ Ihre ganze Geſtalt zitterte und ihre Augen waren unheimlich groß geworden.

Ich dachte nach und fand Nichts. Aergerlich darüber wandte ich ihr achſelzuckend den Rücken.

„Sie können es nicht,“ ſprach ſie, „denn ich log nicht.“

„Aber vielleicht beweiſe ich Ihnen eines Tages

etwas Schlimmeres als Lüge," brauſte ich auf. „Hüten Sie ſich, treiben Sie es nicht auf die Spitze! Sie könnten früher entlarvt daſtehen, als Sie es ahnen."

Sie ſenkte den Kopf und ſchwieg eine lange Zeit. „Ich glaubte, Sie würden barmherziger ſein als die Andern," ſprach ſie endlich.

„Fräulein von Ponianska, was denken Sie eigentlich von mir?" rief ich beleidigt.

„Miß Mary," bat ſie und trat mir mit gefalteten Händen einen Schritt näher, „ſtoßen Sie mich nicht zurück, heute nicht; ich bin ſo ganz auf Ihre Nachſicht angewieſen; die Noth zwingt mich zu einer ſo ſchrecklichen Bitte — meine Großmutter hält mich ſo knapp mit Geldmitteln; zu Frau Doktor kann ich nicht gehen, ſie würde es Großmama ſchreiben, — leihen Sie mir eine Kleinigkeit!"

Ich ſah in höchſtem Erſtaunen auf die Bittende. Sie ſtand da, hoch aufgerichtet, aber die Wimpern geſenkt, und auf dem ſchönen Geſicht jagte ſich Röthe und Bläſſe im raſchen Wechſel.

„Ich habe augenblicklich ſo gar Nichts mehr," flüſterte ſie und ihre zitternde Hand faßte nach dem Sammtband am Halſe, an dem heute zum erſten Male das Kreuz fehlte, „und ich gebrauche ſo nothwendig —"

Ich ging zu meiner Kommode hinüber, ſchloß auf und nahm die kleine Schatulle heraus, die mir Großpapa mit lauter funkelnagelneuen Silberſtücken

gefüllt zum letzten Geburtstag verehrt hatte. „Wie viel?“ fragte ich über die Schulter.

„Wie viel?“ wiederholte ſie. „Mein Gott, Miß Mary, zehn Thaler — verzeihen Sie —“

Das Geld glitt in ihre Hand; ſie ſah mich dabei nicht an; ſie ſtarrte auf die Schatulle, dankte auch nicht. Ihre kleine Hand ballte ſich um das Geld zur Fauſt, und ſo ſtand ſie noch, als ich, den Schub ſchließend, mich umwandte und ohne ein weiteres Wort das Zimmer verließ.

Am Nachmittage des Tages, an welchem ich Jaſcha das Geld geliehen hatte — wir ſaßen nach beendeter Literaturſtunde ſämmtlich im Garten mit der Handarbeit —, kam plötzlich das Dienſtmädchen und meldete, Herr Levyſohn ſei da, um mit Frau Doktor zu ſprechen. Herr Levyſohn war der Juwelier des Ortes; er hatte am Marktplatz einen kleinen Laden, in dem ein Käſtchen mit goldenen Ringen, die zwiſchen ſchwarzen Sammetleiſten ſteckten, neben einigen Korallenſchnüren, ſilbernen Serviettenbändern und Löffeln prangte. Wir pflegten dort unſere zerbrochenen Broſchennadeln ergänzen zu laſſen und auch hin und wieder ein Ringelchen mit einem Türkis zu erhandeln, um es irgend einer Freundin als „ewiges Andenken“ zum Geburtstag zu ſchenken.

Frau Doktor ſchüttelte verwundert den Kopf.

„Levyſohn, zu mir?“ fragte ſie, indem ſie ſich erhob. „Was mag er wollen?“

Wir ſaßen plaudernd und lachend beiſammen,

nachdem ſie uns verlaſſen, ohne weiter an Herrn Levyſohn zu denken; wir hatten ſo viel Stoff zur Unterhaltung. Die fürſtlichen Herrſchaften wurden zur Jagd erwartet, und, wie alljährlich, war Frau Doktor nebſt ihren jungen Damen ſchon jetzt für Freitag über acht Tage zum Souper und Tanz befohlen. Ein Tanzfeſt bei Hofe, in dem hohen, mit Hirſchgeweihen dekorirten Saale des Schloſſes! Ueber das ſpiegelnde Parkett zu fliegen mit einem eleganten Hofkavalier, vielleicht gar mit dem Prinzen Georg — es konnte wahrhaftig in der Welt nichts Schöneres geben, und unſere Frau Doktor wußte ſich in ſolchen Zeiten vor unſeren ſtürmiſchen Liebkoſungen kaum zu retten; denn ihr, welche die Erzieherin der jungen Fürſtin geweſen war, verdankten wir ja einzig und allein dieſe Gunſt. Was Wunder, wenn die Toilettenfragen eifrigſt erörtert werden mußten, die Vermuthung laut wurde, daß der bildſchöne Adjutant des Prinzen Georg wieder mit von der Partie ſein werde, der im vorigen Jahre Olga ſo ſehr den Hof gemacht und auch, wie wir ſämmtlich wußten, ſo tiefen Eindruck hinterlaſſen hatte, daß das Kotillonſträußchen, welches er ihr verehrte, in einer reizenden Schachtel aufbewahrt und heimlich oft von ihren friſchen Lippen geküßt wurde.

„Wir wollen Alle ganz gleich gehen," ſchlug Eine vor, „weiß mit blau."

„Ich danke!" erklärte Olga, „ich nehme blaßgrün mit Waſſerroſen."

„Ich roſa!“

„Das kleidet mich nicht, ich nehme hochroth!“

„Ich ganz weiß!“

„Es präſentirt ſich zu ſchlecht auf den weißen Wänden des Saales,“ meinte Dora, „ich denke, ſchwefelgelb mit —“

Weiter kam ſie nicht, denn Frau Doktor trat eben an den Tiſch. Sie hatte etwas Blitzendes in der Hand und fragte: „Gehört einer von Euch dieſer Schmuck?“

Sie hielt ein goldenes Kreuz, mit Türkiſen beſetzt, empor. „Herr Levyſohn behauptet, er habe es von einer der jungen Damen vor mehreren Wochen behufs einer Reparatur erhalten und es der Eigenthümerin ſchon am andern Tage wieder zugeſtellt, und geſtern ſei ihm dasſelbe von einer unbekannten Perſon zum Verkauf angeboten worden. Iſt es ſo?“

Meine Augen hingen wie gebannt an Jaſcha's Geſicht; ich wußte ja, es war ihr Kreuz.

Sie rührte ſich nicht.

„Jaſcha!“ murmelten einige von uns, „Jaſcha, es iſt ja das Ihre!“

„Jaſcha!“

Sie hob die Wimper und ſah zur Frau Doktor auf. „Es gehörte mir,“ ſprach ſie leiſe.

„Verloren Sie es?“ forſchte Frau Doktor gütig.

„Nein!“

„Wie kam es in die Hände einer Fremden?“

„Ich hatte kein Geld und sie bat mich um Unterstützung," brachte Jascha mühsam hervor.

„Kein Geld! Und Sie sind eine von Denen, die über das reichhaltigste Taschengeld verfügen?"

Sie wurde purpurroth und schwieg.

„Sie hatten wohl Ihr Portemonnaie vergessen?"

Das Mädchen nickte.

„Nun, da nehmen Sie Ihr Kreuz und händigen Sie Levysohn eine kleine Summe ein für die Person, wenn sie wiederkommt. Er hat ihr nämlich gesagt, er müsse das Krenz erst taxiren. Sei so freundlich, Liddy," wandte sie sich an die Jüngste von uns, „und bitte Herrn Levysohn hierher."

Das junge Mädchen flog davon und kam bald zurück, gefolgt von dem kleinen jüdischen Händler, der, den Hut in der Hand, die possirlichsten Verbeugungen nach allen Seiten machte.

Jascha hatte sich erhoben. Das Kreuzchen in der Hand, trat sie dem Mann entgegen.

„Welchen Werth hat dieser Schmuck, mein Herr?" fragte sie leise.

„Nun, was wird er sein werth? Hätte ich ihn der Frau abgekauft, so würde ich gezahlt haben drei Thaler höchstens, allerhöchstens drei Thaler, gnädiges Fräulein."

„Drei Thaler? So wenig?" stammelte sie erschreckt.

„Nicht einen Groschen mehr; er ist hohl und die

Türkiſen haben keinen Preis; der Werth ſteckt in der Arbeit, und kann ich doch nicht bezahlen die Arbeit, ich bezahle nur das Gold.“

„Sie wollen den vollen Werth geben, Jaſcha?“ fragte Frau Doktor freundlich, als ſie ſah, wie das Mädchen aus ihrem Portemonnaie mehrere Silberſtücke nahm. „Für eine fremde Bettlerin iſt es ein wenig opulent, wie?“

„O, ſie ſah ſo bedrückt aus,“ murmelte Jaſcha.

„Nein, nein, ſie ſah nicht aus bedrückt, ſie ſah aus abenteuerlich,“ fiel eifrig Herr Levyſohn ein. „Gott ſoll's wiſſen, habe ich geſagt zu meinem Sahrchen, wenn die nicht iſt weggelaufen von den Kunſtreitern, ſo bin ich nicht der Levyſohn aus dem Rathhaus-gewölbe. Lauter ſeidenes Gelump um den mageren Leib, falſche Haare und Schminke und ein Blick, als wäre ſie meſchugge. Geben Sie mir einen Thaler, gnädiges Fräulein, und ſie wird ſich freuen, wird ſich ſehr freuen. Ich weiß ſchon, weiß ſchon, gnädiges Fräuleinche,“ fuhr er beſchwichtigend fort, als Jaſcha ihm einen Schritt näher trat mit einem förmlich drohenden Ausdruck in den Augen, „junge Lait in Ihrem Alter haben mildthätiges Weſen, aber keine Erfahrung; ſie glauben Alles. Nun, mir ſoll's recht ſein, geben Sie her die Thaler!“

Und die Rechte ausſtreckend, empfing er das leiſe klirrende Geld aus Jaſcha's Hand.

„Mag's Ihnen Segen bringen,“ ſetzte er hinzu.

„Empfehle mich, meine Damen, und wenn die hochgeehrten Fräuleins gelegentlich bei meinem Laden vorübergehen wollten, ich habe Neuheiten feinſten Genres, Armbänder, wie ſie ſich die Freundſchaft ſchenkt, Herzchen von Gold für Photographien eingerichtet, echte Georgenthaler, wenn Eine hat 'nen Bruder oder Bräutigam, der viel reitet zu Pferde."

Unter dieſen Anpreiſungen ging er rückwärts den Gartenſteig entlang, vom Lachen und den Verſprechungen der Mädchen begleitet.

Dann ward es ſtill in unſerem Kreiſe. Jaſcha war zu Frau Doktor getreten und hatte mit halblauter Stimme gefragt, ob ſie ſich zurückziehen dürfe, ſie habe Kopfweh. Sie ging gleich darauf, die Hand an die Schläfe gepreßt, in das Haus.

Wir blickten ihr ſämmtlich nach, auch Frau Doktor, und ein leiſes Schütteln ihres Kopfes entging uns nicht. Alle warteten wir geſpannt, ob ſie Etwas ſagen würde über Jaſcha Ponianska; aber ſie ſenkte ruhig ihre Augen auf den blüthenweißen Strickſtrumpf in ihrer Hand und bat: „Olga, gieße Kaffee ein, und nun wollen wir über Eure Toiletten berathſchlagen. Ich denke, Ihr nehmt Alle weiße Spitzen und wählt nur die Schärpen und Unterkleider nach Eurem Geſchmack."

Sie brachte uns damit ſchnell und ganz auf andere Gedanken. Und als ſie nach einem Weilchen aufſtand und ſtrickend langſam in das Haus ſchritt, dachten wir

wohl an bunte Bänder, hatten aber Jascha völlig vergessen.

Irgend eine von uns schlug vor, in's Städtchen zu gehen und bei der Putzmacherin die Bandvorräthe und Blumen zu inspiciren, um, falls diese nicht genügten, Bestellungen bei ihr zu machen. Ich wurde ersucht, hinauf zu gehen und um Erlaubniß zu fragen. In ihrem gemüthlichen Wohnzimmer war Frau Doktor nicht, auch nicht im sogenannten Salon. Mademoiselle, die Französin, an deren Thür ich klopfte, lag längelang auf ihrer Chaise longue mit einem Buche in der Hand; sie hatte Migräne und antwortete nur ein verdrießliches: „Non, non, voyez donc —“

Miß Marten, meine halbe Landsmännin, lächelte, wie aus einem Traum erwacht, mit allen ihren falschen Zähnen. Sie war beschäftigt mit der Uebersetzung eines deutschen Romans in die englische Sprache und schüttelte stumm ihre langen Locken bei meiner Frage. Nun, sie wird ausgegangen sein, dachte ich und schritt den Korridor hinab zu meinem und Jascha's Zimmer, um meinen Sonnenschirm zu holen. Die Thür war nur angelehnt und heraus klang Frau Doktors tiefe, sanfte Stimme:

„Ich mußte Ihnen das sagen, Jascha; Ihre Frau Großmutter hat mich darauf aufmerksam gemacht auf diesen Ihren Fehler; Sie haben wiederholt Ihre Großmutter um größere Summen gebeten, und heute schrieb sie mir, daß sie Ihnen von jetzt ab Nichts weiter geben

würde, als Ihr bestimmtes Monatsgeld, weil Sie eine entschiedene Anlage zur Verschwendung besitzen. Ich bitte Sie, Jascha, sagen Sie mir, wozu gebrauchen Sie all dies Geld? Ich sehe doch nicht, daß Sie Toilettenausgaben machen, Sie kaufen sich auch nicht theure Bücher; für Parfüms, Handschuhe und Briefpapier können Sie hier doch am Ende auch nicht so viel ausgeben?"

Ich hatte schon zu lange gehorcht und flog eilends zurück. Drunten beschlossen wir, den kleinen Gang ohne die feierliche Erlaubniß zu thun, und drängten uns zu diesem Zweck zu Vieren, die auserwählte Deputation, durch die Buchenhecke, um den kürzeren Weg durch den Schloßgarten zu wählen, und uns lebhaft unterhaltend, gingen wir die prächtige Kastanienallee entlang, durch deren Laubgewirr die Sonnenstrahlen gleich Funken blitzten. Wie immer, herrschte eine vollständige Einsamkeit und Stille hier; zum Spazierengehen fanden die Bürger des Städtchens nicht Zeit an Werktagen, es war gar nicht Mode. Frau Doktors Pensionsdamen und der alte, taube Oberst von D., der alle Tage die nämliche Promenade machte, waren für gewöhnlich die einzigen Besucher des köstlichen Gartens; um so wunderbarer erschien es, als Olga plötzlich rief: „Himmel, da sitzt aber eine komische Dame!"

Wir blickten beim Näherkommen Alle hinüber zu der Bank, auf der eine weibliche Gestalt saß, und

unſere Augen mochten wohl vor Erſtaunen immer größer werden, denn ſie ſah allerdings putzwunderlich aus. Sie trug einen mächtigen Rembrandthut mit einer ſchwarzen Straußfeder, die einſt beſſere Tage gekannt haben mochte; jetzt hing ſie ziemlich geknickt über den Rand des Hutes hinweg. Blonde Ponyhaare waren in die Stirn eines entſetzlich mageren Geſichtes gekämmt, das im bläulich weißen Puderglanz leuchtete; die Augenbrauen dunkel gezogen wie mit einem Pinſel, die Wangen, das Kinn, die Ohrläppchen jugendlich roſa angehaucht; und doch ſo alt, ſo entſetzlich verlebt und krank ſchaute dieſes Antlitz durch das kokette weiße Halbſchleierchen. Dazu ein fadenſcheiniges, ſchwarzſeidenes Kleid von längſt vergangener Mode, eine bunte, römiſche Schärpe als Umhang über die Taille; Schuhe, die einſtmals hochelegant geweſen ſein mochten, jetzt aber kaum noch in ihren Nähten zuſammenhielten, und gewebte Handſchuhe. So ſaß ſie da, mit einem zerſchliſſenen Sonnenſchirm in den Kies zeichnend, auffallend und abſtoßend zugleich.

Als wir dicht an ihr vorübergingen, hob ſie die Augen; ich meinte, ich müſſe dieſen düſtern Blick kennen, und konnte mich doch nicht beſinnen, wo ich ihn geſehen.

„Entſetzliche Perſon!“ flüſterte Dora.

„Sie wird zu einer Harfenbande gehören,“ meinte Liddy.

„Nein,“ erklärte Olga, „ſie iſt nur herunter-

gekommen; ſie hat trotz allem Schäbigen ein vornehmes Exterieur.“

Wir lachten alle Vier herzlich und laut. „Ei, am Ende iſt es Die, welche Jaſcha angebettelt hat,“ fiel mir ein.

„Sie ſieht nicht aus, als ob ſie bettle,“ beharrte Olga.

„Vielleicht kam Jaſcha mit ihr in ein Geſpräch und hat ihr aus freien Stücken das Kreuz geſchenkt?“

„Wohl möglich; gutmüthig iſt ſie ja.“

Wir waren währenddem durch das Gartenthor auf den Schloßplatz getreten und verfolgten die Straße, die zum Markt führt, wo neben der Apotheke das Schaufenſter der Putzmacherin mit der ſtolzen Firma prangte: „Ida Irmiſch, Hoflieferantin Ihrer fürſtlichen Durchlaucht.“

Als wir noch im Laden ſtanden und wählten und beſtellten, ging die Fremde vorüber.

„Fräulein Irmiſch, wiſſen Sie nicht, wer Die iſt?“ fragten wir einſtimmig.

„Die rennt ſeit acht Tagen hier oft vorüber,“ meinte verächtlich die aſthmatiſche, dicke Ladendame; „ſie wohnt im ‚Wachholderbaum‘, ganz oben in einer Dachkammer und verlangt für ihre zehn Silbergroſchen Penſion täglich weiß Gott was Alles vom Wirth.“

Der „Wachholderbaum“ war ein Gaſthaus unterſten Ranges am Ende des Städtchens; Sonntags tanzten

dort die Dienſtmädchen, und eigentlich verkehrten nur Fuhrleute in demſelben und arme Reiſende.

Wir machten zuſtimmende Geſichter; wo ſollte ſie ſonſt auch wohnen? Sie ſah ganz darnach aus.

„Was mag ſie hier nur wollen?“

„Ja, wer kann das wiſſen?“ meinte Fräulein Ida. „Alſo die Damen wünſchen von dem Vergißmeinnichtblau und dazu die Kränzchen? Es ſind franzöſiſche Blumen; im vorigen Jahre hatte die Hofdame Gräfin Erbsleben dies nämliche Kränzchen; es iſt reizend.“ Und ſie balancirte das kleine, zierliche Gewinde auf ihrer dicken Hand, ehe ſie es in den Karton legte.

Wir kamen mit Packeten beladen zurück und fanden allgemeine Anerkennung.

Daß Jaſcha Abends bei Tiſche fehlte, bemerkte vielleicht nur ich: ſo hoch gingen die Wellen freudiger Erwartung für unſer kleines Hoffeſt. Als ich dann in unſer Zimmer kam, fand ich Jaſcha anſcheinend ſchlafend. Sie hatte ein Glas Himbeerwaſſer neben ſich auf dem Tiſchchen, wie es Frau Doktor den Kranken unter uns zu ſpenden pflegte, aber es ſtand noch völlig unberührt da. Sie lag wie gewöhnlich, die Hände über der Bruſt gefaltet und unbeweglich. Als ich eben begann, mein Haar aufzuſtecken, klang ihre Stimme zu mir herüber:

„Miß Mary, ich habe eine Bitte, eine große Bitte; geben Sie mir Auskunft, wie theuer würde eine Toilette für das Feſt auf dem Jagdſchloſſe ſein?“

Ich zuckte die Schultern und ſah ſie verwundert an. Sie hatte ſich im Bette hoch geſetzt und ihre Augen ſahen ſo geſpannt auf meine Lippen, als ob von meiner Antwort ihr ganzes Wohl und Wehe abhinge. „Je nun," ſagte ich endlich, „es kommt darauf an — es richtet ſich nach der Eleganz dieſer Toilette."

„Und man kann ſich ſehrr elegant anziehen, Miß Mary?"

„Man kann es wohl —"

„O, und ich liebe ſo ſehrr elegante Kleider," ſagte ſie.

„Sie?" rief ich unwillkürlich. Es mochte wohl ein ſehr ungläubiger Ausdruck auf meinem Geſichte liegen; kannte ich ſie doch immer nur in ihrem blauen Kleidchen, das an den Aermeln bereits ziemlich dünn und ſchäbig ausſah; nur ein einziges Mal war ſie in ſchwarzer Seide geweſen — eines Sonntags, als im Saale der „Rothen Forelle" das Concert einer Damenkapelle ſtattfand, wozu wir alle Dreizehn unter Frau Doktors, Mademoiſelles und Miß Marten's Begleitung erſchienen waren.

„O ſicher!" ſprach ſie leiſe. „Großmutter liebt es auch auch ſehrr, ſie iſt ſehrr reich, Miß Mary; ſie wird mir erlauben, Seide zu tragen, weiße Seide." Und plötzlich ſprang ſie vom Lager auf, und haſtig einen Schlafrock überwerfend, eilte ſie an den Schreibtiſch.

„Sie ſind noch angezogen," ſagte ſie nach ein paar Minuten und hielt mir einen Zettel hin, den

ſie geſchrieben, „haben Sie die große Freundlichkeit, geben Sie ihn der Johanne; ſie ſoll ihn morgen ſo früh wie möglich, ſo bald geöffnet iſt, auf das Telegraphenamt tragen.“

Sie ſah mich ſo bittend an mit den großen Augen, daß ich, wenngleich zögernd, das Papier nahm.

„Bitte, leſen Sie, ob ich deutlich ſchrieb!“ ſcholl es hinter mir her.

Ich hielt einen von meinen ihr geborgten blanken Thalern in der Hand und las, während ich den Korridor entlang ſchritt bis zu Johanne's Stube, beim Schein der Flurlampe:

„Frau Landrath von Ponianska,
O . . . . .,
Provinz Poſen.

Liebe, liebe Großmama, ſchicke mir umgehend vierhundert Mark für Toilette zum Hoffeſt. Deine dankbare Enkelin Jaſcha.“

Vierhundert Mark! Das war unerhört! Freilich — weiße Seide. Aber wozu denn das? Die Fürſtin ſelbſt trug irgend eine einfache Toilette, und Prinzeß Sibylla von X. war in einem crêmefarbenen Kaſchmirkleide erſchienen im vorigen Jahre. Mir wurde dieſe Jaſcha immer unangenehmer und unverſtändlicher. Nun, was ging es mich an, wenn die Großmutter ſo thöricht war!

Als ich zurückkehrte, lag ſie wieder im Bette. „O, ich danke Ihnen!“ flüſterte ſie.

„Wo wollen Sie denn das Kleid eigentlich machen laſſen?“ bemerkte ich ärgerlich; „hier im Orte iſt weder Stoff noch Schneider zu haben.“

„O, ich denke doch,“ erwiderte ſie, nicht im mindeſten beunruhigt. Dann ſchloß ſie die Augen und ſchien zu ſchlafen, noch ehe ich im Bette war. — —

Im Gartenſaale ſaßen während der nächſten Tage zwei Schneiderinnen, und ganze Berge von Mull, Spitzen und bunten Bändern lagen auf Stühlen, Sofas und Tiſchen umher. Die Näherinnen, zwei ältliche, gutmüthige Schweſtern, wußten ſich kaum aus dem Gewirr von Wünſchen zurecht zu finden; die neueſten Nummern eines Modenblattes waren in unſer Aller Händen. Irgend Eine probirte immer an; es duftete nach Bügeleiſen und Nähmaſchinenöl. Zwei beſonders Geſchickte falteten Pliſés, und dabei horchten wir den Wundergeſchichten von den Vorbereitungen im Schloſſe, welche die Schneiderinnen zum Beſten gaben. Ein Bruder derſelben, welcher Hoftapezier zu ſein den Vorzug hatte, war mit ſeinen Gehilfen beſchäftigt, die Feſträume zu ſchmücken. Alle Vorhänge wurden friſch aufgeheftet; Guirlanden von Eichenlaub und Tannengrün ſollten die Wände zieren; die Seſſel der hohen Herrſchaften bekamen neue Sammtüberzüge; die alten ſtammten noch vom hochſeligen Fürſten her und waren etwas verbraucht. Die Frau Fürſtin war ſo ſparſam und hier im Schloſſe ja überhaupt Alles ſehr einfach. Aber in der Reſidenz!

Wir hörten Alle beſeligt zu; nur Jaſcha verzog keine Miene und that keine Frage. Sie ſaß ſtill und niedergeſchlagen in irgend einem Winkel; die Antwort der Großmutter war ausgeblieben.

„Entſcheiden Sie ſich nur Fräulein," meinte die ältere Schneiderin, „ſonſt kann ich Ihnen kein Kleid mehr fertig ſtellen."

„O, danke!" murmelte ſie.

„Jaſcha," redete Frau Doktor zu; „nehmen Sie doch ein einfaches Mullkleid, dazu langt ihr Taſchengeld."

„O, ich liebe Mull nicht."

„Sie werden auf dieſe Weiſe zu Hauſe bleiben müſſen, liebes Kind."

Sie antwortete nicht und ſah noch betrübter aus.

So waren fünf Tage verſtrichen; die letzten Kleider ſollten heute fertig werden; die beiden vielgeplagten Schneiderinnen hatten heiße Köpfe, und Olga behauptete nach der ſechſten Anprobe, ihre Taille ſitze noch immer nicht, und zu einem andern Kleide war der paſſende Stoff nicht mehr zu bekommen. Die niedliche Beſitzerin ſchwamm in Thränen bei der Ausſicht, zweierlei Zeug tragen zu müſſen, obgleich man den Unterſchied kaum ſah. Dora aber rief alle Heiligen zu Zeugen, daß ſie die hieſigen Handſchuhe nicht anziehen könne, weil ſie ihr vier Nummern zu groß ſeien; kurz, es war eine unerquickliche Stimmung.

Jaſcha wurde eben von der Frau Doktor auf-

gefordert, „Ja!“ oder „Nein!“ zu ſagen, ob ſie mit wolle oder nicht. Aber ehe das Mädchen noch antworten konnte, erſchien Johanne mit einer rieſigen flachen Holzkiſte.

„Da, für Fräulein von Ponianska.“

„Ein Kleid!“ riefen wir Alle und drängten uns um den Kaſten, deſſen Deckel Johanne ſoeben vermittelſt eines Stemmeiſens lüftete. Weißes Seidenpapier quoll empor; eine der Schneiderinnen kniete nieder, um es zurückzuſchlagen.

„Leute! Kinder! O wie fein!“ rief ſie und hob ein ſchimmerndes, von Spitzen überrieſeltes Etwas empor.

„Herr Gott!“ ſchrie die Andere; „wie ein Brautkleid! Fräulein, was haben Sie für eine gute Großmutter!“

Wir andern ſchwiegen ſtill — wo blieb unſer einfacher luftiger Mädchenputz gegen dieſes Feengewand, in deſſen duftigen Spitzen ſich die ſchweren Kelche der Waſſerroſen verbargen!

Frau Doktor ſah etwas unzufrieden aus. „Jaſcha,“ fragte ſie, „haben Sie eine ſo koſtbare Toilette gewünſcht?“

Wir blickten ſämmtlich dorthin, wo das Mädchen geſtanden hatte, und machten eben ſo erſtaunte Geſichter, wie Frau Doktor es that, denn der Platz war leer — Jaſcha hatte das Zimmer verlaſſen.

„Wunderbar!“ murmelte Frau Doktor und hieß Johanne das Kleid mit allem Zubehör in die Neben-

ſtube tragen, wo unſere Feſtgewänder in einer langen Reihe aufgehangen waren.

Dora murmelte Etwas, das wie „Verrückt!“ klang, und Olga zuckte die Achſeln: „Protzenhaft! Was ſollen die Durchlauchten denken, wenn ſie daher kommt wie die Königin von Saba!“

Die Schneiderinnen wollten ſich nachher noch das Arrangement der Schleppe anſehen, es ſei ja zu ſchön und ſie hätten juſt ein Brautkleid zu arbeiten. Das würde Aufſehen machen.

Im Uebrigen ging es ſtiller bei uns zu als vorher. Um Jaſcha bekümmerte ſich niemand von uns; ſie war ſchon längſt in den Bann gethan; dieſe Toilettenrenommage aber verdarb ihr vollends die Poſition. Beim Abendeſſen erſchien ſie blaß mit bläulichen Ringeln um die Augen.

„Um Gotteswillen!“ rief Mademoiſelle; „Jaſcha, Sie ſind ja ganz naß und Ihre Hände, als ob man unverſehends einen Froſch berührt!“

„Es regnet draußen,“ erwiderte das Mädchen, „verzeihen Sie.“ Und ſie rückte ein Stückchen mit ihrem Stuhle weiter.

In der That ſprühte ein feiner Regen an die Scheiben, und die Aeſte der hohen Bäume wogten im Winde auf und ab. Wie ſchade für das morgende Feſt — was ſollte aus der Illumination werden!

„Wo waren Sie, Jaſcha?“ erkundigte ſich Frau Doktor mild.

„Im Schloßgarten; ich hatte Kopfſchmerzen und glaubte —“

„Sie würden beſſer werden?“ ergänzte unſere gütige Penſionsmama. „Iſt es ſo?“

Jaſcha ward roth. „O, ich danke ſehrr — ja.“

„Eſſen Sie nichts?“

„Danke ſehrr, nein!“ — Sie ließ in der That die Schüſſeln vorüber gehen.

„Sie ſind wirklich leidend, Jaſcha; es iſt mitunter eine Qual, wenn man beim Eſſen zuſehen muß. Ziehen Sie ſich doch zurück.“

Jaſcha dankte, ſtand auf und ſchob ihren Stuhl unter den Tiſch. Als ſie an der Thür war, rief Frau Doktor ihr nach: „Jaſcha, in meiner Stube auf dem Nähtiſchchen finden Sie engliſches Riechſalz.“

Sie neigte dankend den Kopf und verſchwand.

Wir durften zweimal in der Woche Abends in Frau Doktors Zimmer kommen; es gab dann eine kleine Erfriſchung an Obſt oder Kuchen, und wir konnten uns in den vielen Fauteuils, die in dem roth dekorirten, unendlich behaglichen Raume umherſtanden, vertheilen; wir durften auch auf dem weißen Bärenfelle vor dem Kamin hocken oder im Schaukelſtuhl und auf den Puffs und plaudern.

Plaudern mit Anmuth ſei eine Kunſt, meinte Frau Doktor, und ſie war Meiſterin darin. Dieſe Stunden in der Dämmerung eines regneriſchen Sommertages oder im Winter am lodernden Kaminfeuer

waren von unſagbarem Reiz; ſie ſind noch jetzt eine meiner ſchönſten Jugenderinnerungen.

Auch heute war ſolcher Abend. Wir kamen in fröhlichſter Stimmung herein; in den Winkeln der Stube lag ſchon die Dämmerung; nur die Hermesbüſte hob ſich leuchtend ab von dem Dunkel der Tapete. Jede von uns eilte zu ihrem beſonderen Lieblingsplätzchen, ich hinüber zu dem meinigen, dem teppichbelegten Fenſtertritt zu Füßen der Frau Doktor. O, er war ſchon beſetzt.

„Jaſcha?“ fragte ich.

Sie ſaß ſo merkwürdig da wie eine Statue, und ſo ſteinern ſah auch das blaſſe Geſicht aus dem Zwielicht zu mir herüber.

„Rücken Sie ein wenig, Jaſcha,“ ſagte Frau Doktor; „dort iſt Platz für Zwei.“

Wir hockten neben einander, eng genug, daß ich Jaſcha's Körper berührte und das Zucken und Schauern fühlte, das ihn durchzog.

„Sie ſind ſicher krank, Jaſcha,“ flüſterte ich in einer Anwandlung vom alten Mitleid.

„Nein, nein!“ gab ſie zurück. Es klang, als müſſe ſie es mühſam hervorbringen.

Es ward ungewöhnlich raſch dunkel heute. Mademoiſelle plaidirte für Licht, ſie begriff nicht dieſe deutſche Liebhaberei, im Dunkeln zu ſchwatzen. „Es werden doch immer nur lauter ſentimentale Geſchichten,“ meinte ſie in ihrem wunderlichen Deutſch. Wir proteſtirten aber ſämmtlich.

Auf der Straße rollten raſch mehrere Wagen hinter einander vorüber; der Schein ihrer Laternen huſchte an der Decke des Salons hin. „Das waren die Herrſchaften," ſagte Frau Doktor, indem ſie aufſtand, zu ihrem Schreibtiſch hinüber ſchritt, den Deckel ſchloß und das Schlüſſelbund in die Taſche ſchob. Sie mußte bei dem Lichtſchein bemerkt haben, daß er offen geſtanden hatte. Und ruhig auf ihren Platz zurückkehrend, wiederholte ſie: „Das waren die Herrſchaften, ſo ſchnell fahren hier nur die Hofequipagen. Ich muß immer noch daran denken; als ich zum erſten Male hierher kam, geſchah es auch in einem fürſtlichen Wagen. Es war, wie mein Prinzeßchen ſich ihren Schwiegereltern als Braut präſentirte.

Wir hatten die Geſchichte, glaube ich, ſchon öfter gehört; aber einſtimmig riefen wir: „Bitte, bitte, erzählen Sie uns davon!"

Und Frau Doktor erzählte: „Es war an einem Donnerstag geweſen, im Auguſt, und ganz Wilhelmsburg hatte ſich mit Fahnen und Kränzen geſchmückt. Sträuße wurden dem jungen Paare in den Wagen geworfen, und die Leute ſchrieen ‚Hurrah!' auf der Straße, aus Fenſtern und Thüren. Zuletzt mußte das Prinzeßchen ein Glas Champagner trinken; der Herr Hofkonditor in ſchneeweißer Jacke, Mütze und Schürze brachte es an den Wagen und ſagte, ob Durchlaucht ‚allunterthänigſt' geruhen wollten, die beſcheidene Erfriſchung anzunehmen, was die reizende

junge Fürſtenbraut auch unter herzlichſter Beluſtigung that. Sie war in Blau und Weiß, den Landesfarben, gekleidet und hielt ein weißes Spitzenſonnenſchirmchen mit blauem Futter in der Hand.

Am Rathhaus war juſt ein kleiner Auflauf; es ſollte dort in aller Eile ein junges Menſchenkind hinter Schloß und Riegel gebracht werden, das mit den Geſetzen in Konflikt gerathen war. Aber der kräftige Burſche wehrte ſich den Polizeidienern gegenüber mit verzweifelter Heftigkeit, und Eins — Zwei — Drei hatte er die Braven zur Seite geſchleudert, war aus dem Menſchenknäuel geſprungen und ſtürzte an den Schlag des eben daher rollenden fürſtlichen Wagens. Allgemeines Entſetzen! Alles lief herzu, um den Menſchen wegzureißen, aber er hielt feſt. Der Burſche ſah zum Erbarmen aus; ſeine hübſchen intelligenten Züge waren von Verzweiflung beherrſcht, die Kleider zerriſſen, die Hände blutig geſchunden.

Der Wagen hielt, die Prinzeß wehrte den Poliziſten. ‚Was iſt's mit ihm?‘ fragte der Erbprinz. — ‚Geſtohlen, Durchlaucht,‘ ſagte der alte Stadtſergeant. ‚Laß los, Geſelle!‘

‚Nein! Nein!‘ ſchrie der Menſch, ‚Barmherzigkeit! Sperrt mich nicht ein, meine arme Mutter hat den Tod davon!‘ — Mein Prinzeßchen, auf deren Seite er ſich wohlweislich geflüchtet hatte, kam ihrem Bräutigam, der unwillig den Beamten winkte, zuvor. ‚Was thaten Sie?‘ fragte ſie mild.

‚Ich nahm ein paar Semmeln; meine Mutter iſt krank, ich hatte keinen Pfennig, ſie zu bezahlen — ich wollte es ſpäter thun — man borgt uns nicht mehr und ſie hungert!‘

‚Wo wohnt Ihre Mutter?‘

‚Am Kirchhofe!‘ ſtammelte er, jetzt zur Beſinnung kommend.

Mein Prinzeßchen ſprach mit ihrem Prinzen, der mit dem Bürgermeiſter. ‚Die Not iſt groß, Durchlaucht. Es iſt wohl richtig; ſie werden unterſtützt; der Junge hat das Gymnaſium frei, iſt einer der beſten Schüler, ſucht auch noch zu verdienen nebenbei — aber —‘

Die Prinzeß ſaß ganz blaß unter dem blauen Schirmchen; dann flüſterte ſie ein paar Worte, und im nächſten Augenblicke rollte der Wagen über den Marktplatz dem Kirchhofe zu — Ihr kennt ja doch Alle den Herrn Doktor Raynard?“

„Ja! Ja!“

„Das war der Semmeldieb — die Fürſtin ließ ihn erziehen.“

„Aber geſtohlen hat er doch!“ meinte Olga trocken, „das vermag ihm Niemand abzunehmen. Ich faſſe es nicht, wie kann man weiterleben ſo — —“

„Ja,“ ſagte Frau Doktor weich, „geſtohlen hat er, aber Gott wird milder gedacht haben als Du.“

„Ich wäre lieber verhungert,“ beharrte das junge Mädchen. „Stehlen iſt ſo gemein.“

„Ja, Du ſelbſt, aber die kranke Mutter?“

In dieſem Augenblicke klang ein leiſes Aechzen durch den Raum, und ſchwer lag Jaſcha's Kopf an meiner Schulter.

„Um Himmelswillen, Jaſcha!“ ſchrie ich und faßte ſie um. „Frau Doktor, Jaſcha iſt ohnmächtig!“

Jaſcha war nicht völlig ohnmächtig; ſie hatte noch Beſinnung; aber bleich und entſtellt lag ſie ein paar Minuten ſpäter auf dem Sopha. Frau Doktor wuſch ihr die Schläfen mit Eau de Cologne; ſie wollte ihr das Kleid aufmachen, aber förmlich entſetzt ſtieß Jaſcha die hilfreiche Hand zurück, ſagte, es ſei ihr ſchon beſſer, und verlangte nach Ruhe und ihrem Bett. Ich führte ſie hinüber; wie eine Halbtodte hing ſie an meinem Arme, und ſchwer und ſchleppend war ihr Gang. Sie lag dann erſchöpft auf ihrem Lager, bis ſie nach ein paar Augenblicken durch das Zimmer eilte ans Fenſter, und von da zur Thür — ſie mochte unter einem unerklärlichen ſchrecklichen Einfluß ſtehen. „Hinaus!“ hörte ich ſie endlich murmeln, und im nächſten Augenblick war ſie ſchon an der Thür und wie ein Schemen im Korridor verſchwunden.

Frau Doktor, die mir begegnete — ſie wollte nach Jaſcha ſehen — und nun ihr Davonlaufen erfuhr, eilte, ſo raſch ihre Fülle geſtattete, die Treppe hinunter. Ich folgte ihr; die Flurthür war ſchon verſchloſſen; wir kamen in den Gartenſaal; ein Fenſterflügel ſtand weit geöffnet.

„Sie ist dort hinaus," bemerkte Frau Doktor, „Mary, da kann ich nicht mit, obgleich es sehr niedrig ist; — springe Du ihr nach, ich lasse mir indeß die Hausthüre öffnen."

Ich lief, „Jascha! Jascha!" rufend durch den dunklen nassen Garten. Das Gebüsch, das ich streifte, schleuderte mir feine Regentropfen ins Gesicht, und der Fuß glitt auf dem schlüpfrigen Wege. „Jascha! Jascha!"

Mich hatte eine Angst gepackt, von der ich mir keine Rechenschaft geben konnte. So kam ich bis zur Buchenhecke. Ein wildes leidenschaftliches Schluchzen drang in mein Ohr? „Jascha!" schrie ich wieder, „Sie können ja bei der Dunkelheit ins Wasser fallen!"

Das Schluchzen verstummte; es war mir, als hörte ich Schritte, die sich eilig entfernten. „Jascha!" schrie ich abermals, mich an der Hecke hintastend, „kommen Sie doch!"

„Ja!" klang es fast demütig, dicht neben mir; ich hörte das Rascheln der Blätter und sah im nächsten Augenblicke die schlanke Gestalt vor mir.

„O Jascha, es ist unverantwortlich, uns so zu erschrecken," schalt ich, im Innersten empört. Was haben Sie mit diesem unseligen Teich da immer vor? Es grenzt ja an Spleen!"

Sie antwortete nicht; sie ging wie ein Lamm neben mir. In der Nähe der Hausthür trafen wir auf Frau Doktor. Der Gartensaal war hell; die

Mädchen ſtanden neugierig und erſchreckt auf der Treppe und im Flur.

„Gehen Sie ſogleich zu Bette, Jaſcha,“ befahl Frau Doktor ſtreng. „Johanne kocht Thee; ich bitte mir aus, daß Sie ihn trinken. Morgen werde ich den Arzt kommen laſſen.“

Jaſcha ſchüttelte heftig und ſtumm den Kopf.

„Es wird ſich finden,“ antwortete Frau Doktor und zog ſich mit beruhigtem Gefühl in ihr Zimmer zurück.

Jaſcha behauptete wohl zu ſein am andern Tage, dem großen feierlichen Balltage. Sie war aber von einer ungewöhnlichen Haſt und Unruhe; ſie holte ſelbſt ihre Feſttoilette herauf, erklärte aber, Nichts eſſen zu können, fuhr zuſammen, wenn eine Thür ging, wechſelte die Farbe und ihre Hände zitterten; ſie war entſchieden nervös.

Um ſechs Uhr kam die Friſeuſe. In unſern Zimmern hatte ſich ein reges Leben entfaltet; überall duftete es nach Eau de Cologne, friſchen Blumen und neuen Handſchuhen; lauter glückliche Mädchengeſichter blickten ſich an mit rothen Wangen und leuchtenden Augen. Jaſcha und ich waren ſo ziemlich die Letzten, die friſirt wurden. Die weiße Seide ihres Kleides raſchelte bereits unter dem langen Pudermantel, den ſie über ihre Toilette geworfen hatte. Sie war, während ſie ſich anzog, nicht vor den Spiegel getreten, und ſo kam es, daß ich nicht geſehen, wie ſie ihr Kleid anlegte.

In der tiefen Fensternische stand sie, indessen ich frisirt wurde, und starrte in den Garten hinunter, in dem auch heute noch Wind und Regen ihr Wesen trieben. Ich konnte nur die Schleppe des weißen Seidengewandes sehen; die lag so unbeweglich auf dem getäfelten Fußboden, als sei sie nicht in Verbindung mit etwas Lebendigem.

Die Frau sprach mit halblauter Stimme; ich gab ihr leise Antwort; es ging so trübselig bei uns her, gar nicht wie in einem Zimmer, in dem sich zwei junge Mädchen zum Balle ankleiden. Endlich war ich fertig und Jascha saß auf dem Stuhl vor dem Spiegel.

„Wie befehlen das gnädige Fräulein?"

„Ganz offen das Haar," erwiederte sie. Die prachtvollen goldenen Wellen flossen über ihre Gestalt; ein paar Nadeln nahmen das Haar zum Hinterkopfe zurück und festigten die Wasserrose, die förmlich versank in dieser Fülle. Es war im Umsehen geschehen. Dann erhob sich Jascha und zog den Pudermantel von den Schultern; sprachlos standen die Frau und ich vor ihr. Wie schön, wie märchenhaft schön! dachte ich. Auch sie starrte ihr Spiegelbild an wie überrascht, diese wundervolle Gestalt in der schimmernden Seide, diese schneeigen Schultern und die wunderbaren Arme, die aus den weit zurückfallenden Spitzenärmeln auftauchten.

So wie wir zuletzt mit dem Anzug fertig wurden,

kam auch an uns zuletzt die Reihe, in einen der altmodiſchen, großen Hofwagen zu ſteigen, die uns zum Feſte abholten. An der Freitreppe hatte ſich das halbe Städtchen eingefunden, und dieſe ganze große Treppe ſollten wir vor aller Augen erſteigen; eine bedeckte Rampe beſaß das Schloß nicht.

Es war ſchon dunkel; das flackernde Licht der Pechpfannen ſtreifte zauberhaft das Schloß, die Treppe und die dunklen Wipfel der Bäume und die Geſichter der Menſchen. Mit einem Ruck hielt der Wagen; Lakaien riſſen den Schlag auf und neben einander ſchritten Jaſcha und ich die Stufen empor. Hinter uns her ſcholl ein bewunderndes Flüſtern; ich wußte, das galt ihr, und ich ſchaute ſie an, und juſt in dieſem Augenblick zögerte ihr Fuß und ihr Kopf wandte ſich etwas zurück; ich folgte der Richtung ihres Blickes — da ſtand die Frau aus dem Park; ich erkannte die großen Augen, die ſcharfen verlebten Züge unter dem Tuch, das ſie ums Haupt geſchlungen, und langſam hob ſie ihre Hand an die Lippen, und Jaſcha anſehend, küßte ſie die Spitzen der Finger und winkte ihr kaum merklich; es war ein faſt verzehrender Ausdruck in den Augen.

„Jaſcha!“ flüſterte ich athemlos. Aber da ging ſie ſchon wieder neben mir, ſo ruhig, als wäre Alles nicht geweſen; es hatte ja auch kaum einen Moment gedauert, nicht länger, als man braucht, um langſam den Fuß auf eine höhere Stufe zu ſetzen.

„Jaſcha," wiederholte ich. „Wer iſt's?"

Aber ſie antwortete nicht, und dann traten wir auch ſchon durch das Portal in die weite Halle, in deren rieſigen Kaminen die Holzſtöße flammten und in der Frau Doktor mit den Andern unſer ungeduldig harrte, um uns die breite Treppe hinauf nach dem Saal zu führen, wo ſich die Gäſte verſammelten.

Wir machten Aufſehen an dieſem Abend; das heißt, nicht wir, ſondern Jaſcha, nur Jaſcha. Als wir eintraten, flogen die Blicke Aller zu dieſem ſchlanken, wunderbar ſchönen Geſchöpf hinüber; es muß ausgeſehen haben, als ſchwanke eine Lilie über einem Beete bunter Sommerblumen. Wer hätte das auch gedacht von Jaſcha?

Der Fürſt war ganz elektriſirt von dieſer Erſcheinung; die Fürſtin ſprach ungewöhnlich freundlich mit ihr; Prinz Georg ſchwur Frau Doktor zu, Jaſcha ſei der Stern des Abends, und Olga's Adjutant ging mit fliegenden Fahnen in das feindliche Lager über. Ein dichter Kreis von Herren umſtand ſie plötzlich und ihre Tanzkarte wanderte von Hand zu Hand.

O, wir bekamen ja auch Tänzer, aber erſt in zweiter Reihe. Es dauerte keine zehn Minuten, da flog Jaſcha's weiße Seidenſchleppe im Walzer über das Parkett des Saales; Prinz Georg war der Tänzer. Ich tanzte mit einem Jagdjunker von Göltz; er un-

terhielt mich auch vortrefflich in den Pauſen, aber ſeine Augen waren wo anders — wo ſollten ſie wohl ſein? — bei Jaſcha. Ein alter General, den ich vom vorigen Jahre kannte, trat herzu: „Alſo eine Studiengenoſſin von Ihnen?“ fragte er, zu Jaſcha hinüberſehend. „Polin? Wie? Ich hatte den Namen nicht recht verſtanden.“

Ich nannte ihn.

„Aus O. doch nicht?“

„Ja; ich denke, ſo heißt die Beſitzung.“

„Ei! ei! Hm! hm!“ brummte er; „hab' die Mutter gekannt.“ Und dicht an meinen Tänzer herantretend, wollte er ihm ins Ohr flüſtern; aber das Flüſtern des alten Herrn war ſo energiſch, daß ich mir hätte die Ohren zuhalten müſſen, um es nicht zu hören: Schönes Weib war dieſe Mutter, aber rabiate Perſon; ſpielte toll, ſag' ich Ihnen, ihr halbes Vermögen verſpielt; ſchließlich Scheidung, kurz ehe der Mann ſtarb; Großmutter beſtand darauf, ſonſt wäre Alles futſch geweſen. Habe ſie ſelbſt geſehen in Monte Carlo; verteufeltes Weib; übrigens Tochter ihr Ebenbild, ganzes Ebenbild.“

Erſchreckt ſah ich zu Jaſcha hinüber, unſere Blicke begegneten ſich; es war mir, als habe ſie geahnt, was hier geſprochen ward über ſie; ihre roſige Farbe verſchwand plötzlich und wich einer Marmorbläſſe.

„Was iſt aus der Mutter geworden?“ hörte ich

meinen Jagdjunker fragen, indem er ſich anſchickte, mich wieder durch den Saal zu wirbeln.

„Was wird aus ihr geworden ſein? Verkommen irgendwo in Paris oder Nizza," flüſterte der alte Herr wieder hörbar. Und dahin flogen wir durch den Saal.

Gott im Himmel, wie ſchrecklich! Welch Elend lag in dem gleichgültig geſprochenen Worte: „Verkommen!" Und während des Tanzens dachte ich an den erſtickten Aufſchrei Jaſcha's, als ich einmal ihre Mutter erwähnte, und ein unſägliches Erbarmen zog in mein Herz. Wie ſehr, wie ſehr mußte ſie leiden!

Schon in der nächſten Pauſe eilte ich zu ihr.

„Nun?" fragte Dora ſpöttiſch, „der aufſteigenden Sonne nach?"

Ich überhörte es und trat neben Jaſcha. Sie ſtand im Geſpräch mit einem jungen Manne in Frack und weißer Halsbinde, ein wunderſchönes Paar. Jaſcha bemerkte mich kaum; ihre Augen glänzten, und ſie redete mit ihrer langſam klingenden Weiſe und dem bewußten R. Ich wendete mich und ging. „Wer iſt der Herr, der mit Jaſcha ſpricht, Liddy?" fragte ich, da ſie mir gerade in den Weg kam.

„Herr von Ahlfeldt, Rittergutsbeſitzer in der Nähe hier," lautete die Antwort. „Reizender Menſch, nicht?"

Beim nächsten Tanze sah ich sie wieder zusammen, auch beim Souper, das an kleinen Tischen genommen ward, und beim Kotillon. Ich hatte Jascha noch nie lächeln gesehen; heute, als er ihr bei einer Tour den Rosenstrauß brachte, lächelte sie; es machte sie noch reizender.

Ich weiß nicht, wie es kam, daß ich nicht froh werden konnte, daß ich immer und immer diese Jascha ansehen mußte, diese strahlende Jascha und an die verkommene Mutter denken, und daß mir dabei die Frau nicht aus dem Sinn kam, dies elende Weib mit den großen Augen, die so sehnsüchtig zu Jascha hinüberblickten. Bah! Es war ja Unsinn — sie war ja verkommen in Paris oder Nizza — Gott wußte wo? Aber Jascha erschien mir so fremd in diesem Glanze, dieser Rosengluth, in diesen von Freude durchwehten Räumen.

„Herr von Ahlfeldt völlig in Brand!“ sagte der alte General zu mir, der zufällig an meiner Seite stand, und sah zu Jascha hinüber, die neben ihrem Tänzer saß mit rosigen Wangen. „Reizendes Kind allerdings, diese kleine Polin! Fürstin hat ihn vorhin schon geneckt mit seiner Inklination.“

Nach Beendigung des Tanzes verabschiedete sich Jascha's Tänzer, und sie kam zu mir herüber. Herr von Ahlfeldt trat zu Frau Doktor, zog einen Stuhl heran und vertiefte sich in eine längere Unterhaltung. Jascha verwandte kein Auge von ihnen; ihr Fächer

war in fieberhafter Bewegung, ihre Lippen waren halb geöffnet.

Ich fragte sie Etwas, aber sie stand wie geistesabwesend neben mir. Erst als die fürstlichen Herrschaften, vom Spieltische kommend, sich zurückzogen und Herr von Ahlfeldt sich von Frau Doktor beurlaubte, schob sie ihren Arm unter den meinigen. „Es ist zu Ende," sagte sie halblaut.

Alles drängte in die Garderobe; am Fuße der Freitreppe rollten die Wagen vor; der Schwarm der Gäste stieg hinunter. Einen Augenblick bemerkte ich Herrn von Ahlfeldt neben Jascha; dann fuhr ich mit einigen von uns dem Hause zu; Jascha war in einen andern Wagen gerathen.

Ich stand bereits in unserem Zimmer, als sie rasch eintrat; der Mantel glitt ihr von den Schultern, und mitten im Zimmer blieb sie stehen, die Hände gefaltet, und sah in das leere Nichts, mit glückseligem Ausdruck. „O Miß Mary," rief sie endlich, „es war so schön!" Sie kam herüber zu mir, knieete vor dem Stuhle nieder, auf dem ich saß, und schlang die Arme um mich. „Ich habe nie gewußt, daß es so schön sein kann im Leben," flüsterte sie, „ich darf es Ihnen doch sagen, ich kann es nicht für mich behalten."

„Ich freue mich, daß Sie sich amüsirt haben, Jascha," erwiederte ich, fast erschreckt von dem Gefühlsausbruch des sonst so stillen Mädchens.

„Amüſirt?“ rief ſie außer ſich, „wie das klingt! Wie kleinlich, wie nichtsſagend! Es — o Miß Mary, wenn Sie wüßten, wenn Sie wüßten —“

In dieſem Augenblicke hörten wir eiliges Thürenſchlagen, das Rufen der Frau Doktor: „Johanne, Johanne!“ und im nächſten Moment war unſere Thür aufgeriſſen und die ſonſt ſo ruhige Frau erſchien, halb ausgekleidet auf der Schwelle.

„Kinder! Mary! Denkt Euch, ich bin beſtohlen. In meinem Schreibtiſche fehlen vierhundert Mark! Johanne, laufe zur Polizei!“

Wir ſtanden Beide ſtarr, Jaſcha und ich; aber Erſtere ſank ſchon im nächſten Augenblick auf den Stuhl, auf dem ich geſeſſen; ich kümmerte mich gar nicht um ſie; ich lief hinter Frau Dokter nach deren Zimmer und betrachtete den Schub des Schreibtiſches, in welchem vierhundert Mark in Kaſſenſcheinen neben ſechshundert Mark in Gold gelegen hatten, wovon nur die vier Kaſſenſcheine verſchwunden waren. Frau Doktor hatte ihre Brillantbroſche weggelegen und für die Wirthſchaft, die ſie im Drange des Tages mit Geld zu verſehen vergeſſen hatte, hundert Mark herausnehmen wollen und da die Entdeckung gemacht.

Das ganze Haus ward lebendig; Johanne, das Stubenmädchen, fing an zu weinen, als ob ihr der Strick ſchon an der Kehle ſaß; die Köchin ſtand kreidebleich und fragte, ob die gnädige Frau es auch

ganz genau wiſſe. Dieſe armen Geſchöpfe traf natürlich der erſte Verdacht, denn Frau Doktor behauptete mit ziemlicher Beſtimmtheit, es könne nur ein Hausdieb geweſen ſein, Einer, der ganz genau Beſcheid wiſſe, wie und wo. Olga erklärte, es ſei unheimlich, vielleicht habe der Spitzbube ſich noch im Hauſe verſteckt. Dies bewirkte, daß keine von uns in ihr Zimmer zurückkehren wollte und im eifrigen Geſpräche Muthmaßungen, Ausrufe hin und her flogen. Ueber eine Stunde verging ſo, bis Frau Doktor befahl, ſobald der Tag graue, ſolle Johanne nach der Polizei gehen und wir jetzt ins Bette, denn augenblicklich ſei Nichts in der Sache zu thun.

Zufällig war ich die Letzte, die das Zimmer verließ; Frau Doktor hatte ſich abermals über das Schubfach gebeugt.

„Wenn ich nur begreifen könnte!“ ſagte ſie. Und als ſie mich zögern ſah, fügte ſie hinzu: „Ein Dieb, ein profeſſioneller Dieb, hätte wohl Alles genommen, ſollte ich denken. Aber, Mary, ich begreife nur nicht; die Schlöſſer ſind heil; niemals ſteht der Schub offen, ich bin doch immer —“

Plötzlich hielt ſie inne und ſah mich erſchreckt an. „Um Gotteswillen, das iſt ja Wahnſinn zu denken!“ flüſterte ſie. „Ach, Mary, ſo Etwas weckt alles Schlechte im Menſchen — nicht wahr, Mary?“

Ich wußte nicht, was ſie meinte; ich kam herüber zu ihr und blickte ſie fragend an.

„Die Johanne und die Rike ſind immer ſo ehrlich geweſen; ich habe ſie jahrelang, Mary —“

„Ich glaube auch nicht, daß eine von ihnen die Diebin iſt, Frau Doktor.“

„Nicht, Kind, nicht? Was glaubſt Du denn?“

Sie ſah mich ſo faſſungslos an, wie ich ſie noch nie geſehen.

„Nichts!“ erwiederte ich ängſtlich, „Nichts, Frau Doktor; ich habe keine Ahnung.“

„Mary, warum kam Jaſcha nicht mit herüber? Ihr waret doch eben Alle hier?“

Jaſcha? — Mir war es plötzlich, als preßte Etwas furchtbar mein Herz zuſammen. Wir ſahen uns Beide an; das Gebahren des Mädchens während der letzten Zeit zog blitzſchnell vor mir vorüber. Aber mein Gott, es war ja unmöglich! „Ich bitte Sie, Frau Doktor, liebe Frau Doktor!“

„Ach Kind! Kind! Ich bin eine alte Frau — ich kenne das Leben —“

„Nein, nein! Dieſes nicht! Dieſes nicht!“ rief ich weinend.

„Sei ruhig, Mary, es kann ja nicht möglich ſein,“ ſagte auch ſie. „Geh hinüber, laß Dir Nichts merken! Es wird ja Alles aufgeklärt werden.“

Mit dieſem furchtbaren Argwohn, der in mir rege geworden, kehrte ich zurück. Jaſcha ſaß nicht mehr auf dem Stuhle; ſie lag davor, die Hände

in das Haar gekrallt; ein Stöhnen klang mir ins Ohr.

„Jascha," rief ich, „was ist denn?" Ich lief zu ihr, kniete neben sie und legte meinen Arm um ihren Leib. „Jascha, Sie haben Kummer, sagen Sie mir, was Sie drückt!"

„O, lassen Sie mich! Lassen Sie mich! schrie sie gellend auf und sprang empor, die gelösten Haare wild zurückschüttelnd. „Mir ist so schlecht, so angst!"

Ich weiß nicht, wie es kam; aber meine Zweifel waren augenblicklich zu Ende.

„Jascha," sprach ich fest, „warum sagten Sie es mir nicht, daß Sie Geld gebrauchen? Ich hätte es Ihnen von meinem Großpapa besorgt."

Sie starrte mich mit einem Antlitz an, das sich zusehends verwandelte, mit Augen, so voll namenlosen Entsetzens, daß ich mich zu fürchten begann. Dann schwankte sie und würde zu Boden gefallen sein, hätte ich sie nicht gehalten. Und mit der fast Bewußtlosen im Arm saß ich auf dem Rand ihres Bettes, lange Zeit, und Nichts unterbrach die schreckliche Stille, als ihr regelmäßiges Aufstöhnen. Das erste Morgengrauen stahl sich durch die Vorhänge; unsere Kerze flackerte noch einmal auf, ehe sie erlosch, und noch immer saßen wir in der farblosen bleiernen Dämmerung des beginnenden Regentages, noch immer.

„Jascha," sagte ich endlich weinend und küßte

ſie auf die Stirn, „Jaſcha, wollen Sie ſich nicht ein wenig legen?“

Da fuhr ſie empor, und ihre Arme umklammerten mich. „Verlaſſen Sie mich nicht! Bleiben Sie — bleiben Sie bei mir!“

„Ich bleibe, Jaſcha; aber legen Sie ſich, ziehen Sie das Kleid aus!“

„Das Kleid!“ rief ſie, „das ſchreckliche Kleid!“ Und ſie warf ſich wild auf ihr Lager, und ihren leidenſchaftlichen Schmerzensausbruch dämpften die Kiſſen, in die ſie ſchrie.

„Ach Jaſcha, warum denn?“ ſagte ich.

„O Gott im Himmel, was habe ich gethan!“ ſchrie ſie auf.

„Jaſcha, faſſen Sie ſich, werden Sie ruhiger, gehen Sie zu Frau Doktor, noch iſt Nichts verloren. Vertrauen Sie ihr die volle Wahrheit —“

„Ich kann nicht! Ich kann nicht! — Iſt denn kein Ausweg?“

„Gut, wenn Sie nicht wollen, werde ich es thun, Jaſcha. Die Geſchichte darf nicht erſt beim Amte gemeldet werden.“

Sie war vom Bette geglitten und lag auf den Knieen, die Hände gefaltet. Und ſo ſah ſie mir nach, als ich hinauseilte, hinunter zu Frau Doktor. Die alte Dame ſchlief nicht; ſie ſaß in ihrem Morgenkleide im Lehnſtuhl am Fenſter; ſie ſchien ſich nicht

einmal zu wundern als ich kam, und ſah mich nur fragend an.

„Frau Doktor," ſagte ich mit thränenerſtickter Stimme, „helfen Sie ihr, ſie iſt unglücklich!"

„Alſo doch!" murmelte ſie, ſich erhebend, „bleib' hier! Ich werde hinüber gehen."

Ich blieb in dem Schlafzimmer der ſorgſamen liebreichen Frau, die ſchon manch Trauriges erfahren hatte in ihrem ſchweren Beruf; ob Schwereres als dieſes?

Jaſcha, warum that ſie es? War es ein Erbtheil der verkommenen Mutter? Was trieb ſie zu dem niedrigen Verbrechen? Es war ſo dunkel, ſo unverſtändlich.

Eine Stunde verrann. Ich ſah an mir herunter — noch immer war ich in dem roſa Tüllkleid der feſtlichen Nacht. Allmählich wurde es hell und heller; die Spatzen lärmten im Garten; drunten vom Hofe ſcholl das Plumpen der Mägde, die Waſſer holten. Der Tag hatte begonnen. Ich zog die Vorhänge zurück und öffnete das Fenſter; gluthrothes ſchweres Gewölk lag im Oſten, aber die Sonne vermochte nicht durchzudringen. Mich fror; ich war übermüde und mir war angſt; wäre es doch erſt Abend; was wird der Tag bringen? — Und dann trat Frau Doktor ein und ging an das Fenſter.

„Johanne, das Geld iſt da!" rief ſie hinunter,

„ich hatte es in meine Brieftaſche gelegt und ganz vergeſſen".

Ein erleichterndes „Gott ſei Dank!" ſcholl herauf.

„Lege auch Du Dich, Mary," ſagte ſie mild, „aber laß Jaſcha allein; es wird das Beſte ſein. Dort mein Sofa, es läßt ſich ganz gut ein Schläfchen darauf machen; ziehe Dich raſch um!"

Jaſcha ruhte auf dem Bette; Frau Doktor hatte ſie wohl ausgezogen, ſie war in ihrem Nachtkleide. Die Haare lagen wirr über den Kiſſen, bis auf den buntgeſtickten Betteppich hingen die goldenen Strähne. Die Hände hielt ſie vor dem Geſicht.

Ehe ich in ein Morgenkleid gehüllt das Zimmer verließ, trat ich zu ihr und beugte mich über ſie: „Jaſcha, ſchlafen Sie?"

Keine Antwort. Sie wandte nur das Geſicht zur Seite.

„Arme Jaſcha!" dachte ich, die Stube auf den Zehen verlaſſend.

„Sie verdient unſer Mitleid, Mary, das war Alles, was Frau Doktor mir mittheilte; dann ſchlief ich ein; die Müdigkeit kam mit zwingender Gewalt über mich.

Es war hoher Mittag, als ich erwachte. Jaſcha ſei nicht wohl, erfuhr ich, aber jetzt ſchlafe ſie, es ſolle auch Niemand zu ihr. In Frau Doktors Stube machte ich Toilette. Bei Tiſche ging es lebhaft zu;

es gab so viel zu sprechen vom gestrigen Abend, zu lachen über den vermeintlichen Diebstahl; und gar daß Frau Doktor so Etwas passiren konnte, wie ein Uebersehen der Kassenscheine, oder vielmehr ein Vergessen, daß sie dieselben in ihre Brieftasche gelegt habe, wo sie nun gefunden wurden!

„Ja, ja!“ lächelte die alte Dame — nur ich sah, wie schwer ihr dieses Lächeln wurde — „man kann sich irren; wir sind Alle schwache Menschen.“

Johanne, die gerade die Schüssel präsentirte, brummte respektwidrig: „Ja, es ist ein Glück; an Unsereinem wär's doch hängen geblieben.“

Gegen Abend flatterte die ganze Schaar spazieren; nur Frau Doktor und ich blieben daheim, Jascha's wegen. Wir saßen im Wohnzimmer bei geöffneter Thür, um zu hören, wenn sie erwachte, und Frau Doktor erzählte mir flüsternd von Jascha's Beichte. — Sie hatte das Geld genommen für ihre Mutter. Die Mutter lebte, sie war hier; ihr hatte das Mädchen das Kreuz gegeben, mit ihr sich getroffen am Weiher, ihretwegen Heimlichkeiten begangen und Mißachtung ertragen; der Mutter wegen, die sie liebte in der Erinnerung an Alles, was gut und lieb, zärtlich und theuer war in ihrem jungen Leben, an deren Schuld sie nicht glaubte in ihrem Kindersinn. Großmama mochte sie nie leiden, hatte sie nie geliebkost, sie nie „mein Glück, mein Sonnenschein“ genannt. Großmutter war nur immer bedacht gewesen, sie so

ſtreng wie möglich zu halten, weil ſie der Mutter ſo ähnlich ſei. Hier ſollte ſie ſich fügen lernen; und hierher fand die Mutter, die längſt Ausgeſtoßene, die man irgendwo in Paris oder Nizza vermuthete, den Weg zu ihrem Kinde als elendes, verlaſſenes, zerlumptes Weib, und Jaſcha gab Alles, was ſie beſaß, und bat um mehr Geld bei der Großmutter, um immer mehr. Niemals wollte es reichen, und endlich ſchöpfte dieſe energiſche alte Dame Verdacht, und Jaſcha bekam Nichts mehr. Und ſo dringend gebrauchte die Mutter Geld, ach, ſo dringend! Nur dies noch; dann war es ihr möglich, ſtill und ehrbar ein paar Jahre hier zu leben, vielleicht die letzten, hier in ihrer Nähe; und Jaſcha würde die Küſſe haben können, nach denen ſie ſich geſehnt, und die weiche leiſe Mutterhand würde ihr über die Wange ſtreichen — ach, es war ſo ſüß, dies zu denken!

Da log ſie erſt; ſie wollte kein Ballkleid kaufen, nur um die vierhundert Mark war es ihr zu thun; und als dies fehlſchlug, da kam der Fall!

Ach Jaſcha, wie habe ich dir abgebeten, während ich dies hörte und die Thränen über die Wangen der Frau Doktor rinnen ſah!

Drunten hatte es geklingelt; Stimmen ſchollen herauf; dann brachte Johanne ein wundervolles Bouquett getragen und einen Brief an Fräulein von Ponianska — eine Empfehlung von Herrn von Ahlfeldt.

„Es wird ſie erheitern," ſagte ich; „ich will ſehen, ob ſie wacht."

„Meinſt Du?" fragte Frau Doktor unſicher. „Nun, wiſſen muß ſie es ja."

„O gewiß, beſte Frau Doktor; warum nicht?"

„Der Diener wartet auf Antwort," fügte Johanne hinzu.

Ich nahm Strauß und Brief und drückte leiſe die Thür auf zu Jaſcha's Zimmer. Die Vorhänge waren noch geſchloſſen; eine dumpfe Stubenluft wehte mir entgegen.

„Jaſcha!" flüſterte ich und bog mich hinunter. Sie lag mit weit offenen Augen und ſah mich an.

„Hier bringe ich Ihnen etwas Schönes," ſprach ich weiter und hielt ihr den Strauß an die Wange. „Und da ein Brief — rathen Sie, von wem? Von Herrn von Ahlfeldt."

Sie griff haſtig zu. „O Gott!" hörte ich ſie ſagen. Und während ich die Vorhänge zurückſchob, zerriß ſie das Kouvert, und als ſie las, ward ihr Geſicht wie die Roſen des Straußes und dann todtenbleich, und halb aufgerichtet, den Kopf auf den Arm geſtützt, ſtarrte ſie auf den Brief.

„Iſt nicht Antwort, Jaſcha?" fragte ich.

„Morgen! Morgen!" ſtieß ſie hervor.

„Soll ich ſo beſtellen?

„Ja!"

Es war das letzte Wort, das ich von Jascha gehört, das letzte Mal, daß ich sie sah, als ich, bevor ich die Thür schloß, noch einmal zu ihr hinüberblickte: das Gesicht in die Rosen gedrückt, den Brief in der Hand, die sie zur kleinen Faust geschlossen, das Ganze eingehüllt von dem goldigen Schleier der Haare.

Jascha Ponianska geht es schlecht, erzählten sich die jungen Mädchen Abends bei Tische, an dem ich zwischen ihnen saß, ohne einen Bissen genießen zu können; und an dessen oberem Ende der Platz der Frau Doktor heute leer geblieben war; sie weilte mit dem Arzte schon seit länger als einer Stunde an Jascha's Bette.

„O hört doch! Hört!" rief Olga bestürzt, „sie schreit!"

Ein ferner langgezogener Schmerzenslaut klang zitternd durch das Gemach.

„Das ist gräßlich! Wie kann man sich so gehen lassen!" ärgerte sich Dora.

„Frau Doktor läßt bitten, die jungen Damen möchten den Abend im Gartensaal verbringen," bestellte das Mädchen.

Wir gingen hinunter. Und da saßen sie dann und lachten und sprachen, und ich stand am Fenster und wand die Hände in einander — — dort oben! Dort oben! Was war es nur? Einmal ging ich auf den Flur und lauschte, und da kam eben

Johanne eilig zur vordern Thür herein, und hinter ihr ſchwankte eine Geſtalt, eine ſonderbare Geſtalt, ſo verkommen, ſo komödiantenhaft, und im Schein der Flurlampe erkannte ich mit Mühe die Frau von der Treppe und aus dem Park: ſo ſchmerzverzerrt waren dieſe Züge, ſo voll brechender Angſt dieſe Augen.

Jaſcha's Mutter kam!

Und weiter plauderten ſie unten und legten Patience und beſchrieben Toiletten von geſtern, und langſam ſchlich eine Stunde nach der andern hin; Niemand mahnte daran, die Ruhe zu ſuchen.

„Und ich ſage Euch, Herr von Ahlfeldt denkt nicht daran," ſcholl es.

„Er wird Jaſcha von Ponianska heiraten? Lächerlich!" klang Olga's Stimme.

In dieſem Augenblick entſtand eine Pauſe; Frau Doktor war eingetreten; aber ſo anders als ſonſt ſah ſie aus.

„Geht leiſe zu Bette," ſprach ſie, „Jaſcha Ponianska iſt todt!" — Und ſie hielt ihr Taſchentuch an die Augen und wandte ſich.

Wie ein lähmender Schrecken flog es über alle die jungen Geſichter. Kein Laut, kein Hauch war hörbar. Auf Aller Mienen ſtand zu leſen: ſo plötzlich! So raſch! So furchtbar raſch! Kann denn der Tod ſo jäh hereinbrechen?

Es iſt nicht wahr! Sie muß ja noch leben, noch

athmen, dies ſchöne Geſchöpf, das geſtern Abend noch in Lebensluſt glühte!

Frau Doktor hob die Augen, ſie ſuchte mich; und als ich zu ihr trat, ſagte ſie: „Frage nicht, Mary, Gott wird ihr verzeihen!“

Sie nahm mich mit in ihr Zimmer. An Jaſcha's Bette wachte die Mutter, dieſe armſelige Mutter, die dennoch geliebt ward von ihrem Kinde, weil Nichts ſo weich iſt wie die Mutterhand, Nichts ſo ſüß wie die Stimme, die das erſte Liedchen ſingt.

Der Brief des Herrn von Ahlfeldt lag zerknittert auf dem Tiſche an Frau Doktors Bette; nach Jaſcha's Wunſch ſollte ſie ihn an die Großmutter ſenden. Er enthielt die Frage, ob er bei der Großmutter um ihre Hand werben dürfe.

Seine Roſen wollte ſie mit in den Sarg haben.

Woher ſie das Gift bekommen? Wir haben es nie erfahren. —

Die Großmutter kam, in Krepp und Trauerſchleier, und holte die Leiche ihrer Enkelin. Sie hielt ſich aufrecht, aber ſie ſprach kaum ein Wort. — —

Nun ſaßen wir wieder zu Zwölf an der Tafel, aber lange blieb es ſtumm und ſtill in unſerm Kreiſe; es war, als getraue ſich keine von uns zu lachen, und an der Stube, in welcher Jaſcha geſtorben, ſchlichen wir Abends ſcheu vorüber. Der Tod iſt ſo ſchrecklich, wenn er ſo plötzlich kommt, und man wußte

nicht einmal, woran ſie geſtorben; es war ſo unheimlich geweſen.

Nur Frau Doktor wußte es, und ich und die Mutter.

Wo ſie geblieben? Wir haben nie Etwas gehört von ihr. Verkommen in Paris oder Nizza, oder ſonſt wo in der weiten Welt. Wer weiß es!

In der Webergaſſe.

In der Webergaſſe iſt das Pflaſter das ſchlechteſte; die Häuſer ſind die unſcheinbarſten, die Bewohner die geringſten im ganzen Städtchen. Und dennoch ſieht es gar nicht ſo übel dort aus. Das macht, die liebe Sonne kann ſo recht jedes Winkelchen auswärmen, denn die Gebäude ſind niedrig, ſelten iſt eines zweiſtöckig. Und weil die Sonne dort ſo ungehindert ſcheint, gedeihen gar gut Blumen in den winzigen Fenſterchen, ſo daß über all dem beſcheidenen Weſen ein bunter fröhlicher Schimmer liegt; und weil die Sonne ſo ungehindert dort ſcheint, gedeiht noch etwas Anderes ſehr gut, das ſind die Kinder. Auf jeder Thürſchwelle, auf jedem Sandſteintritte hocken ſie, rothbackig, flachsköpfig, ſpielend und lärmend. Die Webergaſſe iſt wirklich ſo übel nicht, denn wo Blumen und Kinder gedeihen, nicht wahr, da muß es gut ſein?

An einem der allerkleinſten Häuſerchen prangen die ſorgfältigſt gepflegten Blumen vor dem Fenſter links neben der Hausthür; Geranien und Fuchſien hängen in ſchier berückender Pracht ihre Kelche über die einfache Holzleiſte, die als Blumenbrett dient.

Das Fenster ist geöffnet, die schneeweiße, vielfach gestopfte Mullgardine etwas zurückgenommen, und dahinter schimmert goldig blondes Haar über einem blassen Frauengesicht, und eine emsige Hand zieht den Faden in ununterbrochener regelmäßiger Bewegung. Das ist die lahme Luise, Trautmann's Luise. Die ganze Stadt kennt sie und schätzt sie, und die vornehmsten Damen kommen in die Webergasse und klopfen an das kleine Stübchen. Ohne Luise konnte weder eine Brautausstattung gefertigt, noch die ersten Sächelchen für einen zu erwartenden kleinen Liebling beschafft werden, und wie manch Einem schon hatte sie das letzte Gewand genäht mit ihren wachsbleichen Fingern.

So näht sie Tag für Tag, Jahr aus, Jahr ein, entweder in ihrem Stübchen hinter den Blumen oder in den Häusern ihrer Kunden; immer fleißig, immer ernst, vor sich den Korb mit Leinen und Weißzeug, neben sich in der Ecke die Krücke mit dem verblichenen rothen Sammetpolster.

Wie alt sie eigentlich war? Ihre Stirn hatte kaum eine Falte, ihr Scheitel war noch blond, man kannte sie gar nicht anders. Sie habe immer so ausgesehen, meinten die Leute, warum auch nicht? „Sie steht ja nichts aus, sie hat nur für sich zu sorgen.“ — Sie selbst sprach nie über ihre Vergangenheit; man wußte, sie war eines Tages vor nunmehr zwanzig Jahren mit ihrem Vater in das Städtchen gekommen, letzterer in der Eigenschaft als Steuereinnehmer. Sie

lebten still zusammen in dem kleinen Häuschen am Süderthor, schon damals nähte sie so fleißig; und an schönen Sommerabenden ging sie mühsam neben dem Vater her ein Stückchen ins Feld hinaus, und der alte Mann richtete geduldig seine Schritte nach dem Gange des gebrechlichen Kindes. Damals hatte man die lahme Luise noch so herzlich lachen hören, wie nur ein gesundes, fröhliches, junges Menschenkind zu lachen vermag.

Dann starb der Vater, und sie miethete sich in dem kleinen Stübchen in der Webergasse ein und nähte weiter hinter ihren Blumenstöcken. Noth litt sie nicht; sie hatte ein kleines Vermögen und ihre Arbeit ward gut bezahlt. Das war Alles, was man von ihr wußte.

So saß sie heute wieder und nähte; draußen auf der Gasse war es stiller als sonst, es war Alles auf den Feldern bei der Kartoffelernte. Die Septemberluft strich warm durch das Fenster und führte den Duft von Monatsrosen und Reseda mit herein, und drüben in dem Schusterhause schmetterte ein Kanarienvogel sein Lied.

„Wer's auch so gut hätte wie Sie, Luise," schallte auf einmal die Stimme einer Nachbarin durch das Fenster, die daheim ein Häuflein Kinder und schwere Arbeit vollauf hatte. „Immer da so hübsch in Ihrem netten Stübchen zu sitzen, reinliche Arbeit und schönen Verdienst zu haben, und bei den Kunden wird Ihnen

aufgewartet, wie einer Gräfin. — Ach du lieber Gott, wie muß sich Unsereiner plagen!“

Das Mädchen schüttelte leise den Kopf, aber sie erwiderte keine Silbe. Nur in ihren Augen wurde es lebendig, und wie ein Hungriger das Brod, so blickte sie das stämmige Weib an, das ihr blondes Jüngstes auf dem Arme hielt, und von dort sah sie auf die Krücke und von dort auf ein Bildchen unter dem bescheidenen Spiegel. Dann nähte sie weiter. Erst als die Frau sich seufzend auf ihren klappernden Holzpantoffeln entfernt hatte, sanken die fleißigen Hände in den Schoß; und so saß sie, der Gegenwart entrückt, eine lange Zeit.

Es war so ruhig in dem kleinen weiß getünchten Raum, der Sonnenstrahl glitt unmerklich höher und höher an der Wand und färbte sich immer goldner. Der schrille Gesang des Kanarienvogels verstummte endlich, und nun klang in die Stille nur noch ein regelmäßiges gedämpftes Klopfen aus der Schusterwerkstatt drüben. Wie hatte sie es einst so gern gehört, dieses Klopfen! Wie konnte sie so fröhlich dabei schaffen!

Im Sommer war es gewesen; hüben und drüben standen die Fenster offen, und wenn sie aufsah, begegneten ihre Augen zwei blitzenden anderen Augen unter vollem braunen Haar. Eines Abends war er bestäubt und müde in das Städtchen eingewandert, hatte den alten Schuster Engel um Arbeit angesprochen, und schon am andern Morgen hatte die Luise den

hübſchen Burſchen auf dem Schemel drüben ſitzen geſehen, klopfend und pfeifend. Sehr geſchickt war er geweſen, viel zu gut für die Werkſtatt eines alten Flickſchuſters. Aber der ſchmucke Geſelle blieb trotzdem und arbeitete unverdroſſen.

Eines Abends kam er an ihr Fenſter, eine Cigarre im Munde, ein blaues Halstuch umgeknüpft und in ſchneeweißen Hemdsärmeln und redete ſie treuherzig an: „Guten Abend, Fräulein Nachbarin, was ſind Sie fleißig!“

Sie ſah durch die Blumen in ſeine blitzenden Augen, lachte und wurde roth. „O, das geht ſehr an,“ ſtotterte ſie.

„Ja, und die herrlichen Nelken, — ich habe ſchon lange meine Freude daran gehabt.“ — Und nun plauderten ſie, zwiſchen ſich das grüne Gerank ihrer Lieblinge, ſtundenlang. Sie wußte noch am nämlichen Abend ſeine ganze Lebensgeſchichte; ſein Vater habe ein Schnittwaarengeſchäft in einem Vororte Hamburgs, und er beabſichtige auch noch eine Schuſterwerkſtatt mit Schaufenſter dort anzulegen. „De Oll“ wolle freilich noch nichts davon wiſſen, aber der müſſe ſich ja geben. Zwei Brüder ſeien „Seelüd“; er habe auch große Luſt dazu verſpürt, aber „ſin Moder“ hätte ſich ja todtgeweint darum, denn er ſei der Jüngſte. Es war ſchon ſpät, als er endlich ging, und da nahm er noch eine Blume mit, die er ſich ausgebeten hatte. Es war eine hochrothe Nelke, die ſie gehegt und ge-

pflegt; die einzige Blüthe am Stock, auf deren Entfalten sie sich tagelang gefreut. Rasch und freudig hatte sie den duftenden Kelch abgebrochen, und als er fort war, blickte sie auf den beraubten Stock und wunderte sich, daß es ihr so leicht geworden, diese Blume, gerade diese, zu verschenken.

Er kam fast jeden Abend und plauderte mit ihr, und sie wartete mit Herzklopfen auf das Klingeln der Hausschelle drüben und auf den wohlbekannten Schritt. Sie reichten sich jetzt auch schon die Hand zwischen den Blumen hindurch.

Wohl vierzehn Tage waren so vergangen, da regnete es gegen Abend, nachdem es schon den ganzen Tag gedroht — wolkenbruchartig. Vom Nähen heimkehrend, schloß das Mädchen seufzend das Fenster und blickte zum Himmel, da war kein Zeichen, daß er sich bald klären würde; die Plauderstunde mußte wegfallen. Ihr war zu Muthe, als könne sie es nicht ertragen, so herzensbang, so einsam. Sie wollte es sich nicht gestehen, was ihr die Thränen in die Augen trieb; es sei die Sehnsucht um den verstorbenen Vater, meinte sie, und dann — ihr Unglück. Ach Gott, die Krücke!

Aber hatte es nicht eben an die Thüre gepocht? Mit bebender Stimme sprach sie: „Herein!“ Da kam er über die Schwelle, gab ihr die Hand und zog einen Stuhl neben den ihrigen. So saßen sie in dem schwülen dunklen Stübchen. Der Regen klatschte an die Fenster und der Sturm verwehte ihre Blumen draußen, sie

achtete nicht darauf; er hielt ihre Rechte, und sie hatte den Kopf in die Hand gestützt und lauschte mit lächelndem Munde und klopfendem Herzen.

„Daß Du lahm bist, min Deern, was schadet denn das? Wir wollen ja nicht zusammen tanzen. — In ganz Hamburg hat nicht Eine so ein sötes Gesicht, und was bist Du för ein lütjes, fleißiges Kind! Vor unsern Fenstern in Ham steht eine Kastanie, da kannst Du im Sommer sitzen und nähen, und im Winter drinnen am Kachelofen, — na, und was brauchen wir denn viel umherzulaufen in der Welt? Mir ist am wohlsten zu Hause. Und die Wirthschaft — süh min Deern, Du bist fixer mit den Krücken wie zehn Andere auf gesunden Beinen. Das laß man sin, — wenn Du sonst kein Bedenken hast und mir ein wenig gut bist, ich meine, dann soll es schon was Rechtes werden. Glaubst Du das?"

Als er ging, nannte er sie „sine Brud, sine Leevste", und am Finger steckte ihm der Trauring des Vaters; den hatte sie mit zitternder Hand aus der Kommode geholt, sprechen konnte sie nicht vor lauter Glück. Sie nickte nur stumm, als er sagte: „Die Menschen brauchen ja noch nichts zu wissen, min Deern."

Wenn er nun vor dem Fenster stand, sprachen sie laut von gleichgültigen Dingen und flüsterten dazwischen von der Zukunft. Er habe dem Vater geschrieben, der sei einverstanden, sie solle nur an der Aussteuer schaffen. In kurzer Zeit wolle er nach Hamburg, um den Laden

und die Werkſtatt und die Wohnung einzurichten; ja freilich, das koſte Geld und bei dem Alten ſei es knapp, aber vorläufig würden ihm ja die Handwerker ſtunden, und ſpäter fehle es ſicher nicht an Kundſchaft. —

„Aber warum denn mit Schulden anfangen, Wilhelm? Wie viel brauchſt Du denn?“ hatte ſie gefragt.

„So an die dreihundert Thaler.“

„Ich will ſie Dir geben, Wilhelm; ich habe dann noch immer für Leinenzeug und Möbel hundert Thaler. Ich hole es von der Sparkaſſe,“ drängte ſie mit der ganzen Gebefreudigkeit einer Frau, die liebt.

„I, warum nicht gar, min Deern, behalt's man. Ei, was meinſt Du denn von mir!“

„Sag's nur, wenn Du es brauchſt. Es iſt doch alles Eins unter uns,“ drängte ſie.

„Ach nein, Lieschen, laß nur.“

Dann eine Pauſe. „Luiſing, es wäre am Ende doch das Beſte, — aber wirſt Du es auch gerne thun?“

„Wie gerne, Wilhelm! Aber ich habe auch eine Bitte; Du gehſt nun fort, wir ſehen uns lange nicht — ſchenke mir Dein Bild.“

Am andern Morgen brachte er die kleine Photographie im ſchmuckloſen Rahmen und nahm das Geld, das ſie ihm erröthend gab, als ſchäme ſie ſich, daß zwiſchen ihnen von dergleichen die Rede ſein müßte. Sie achtete auch nicht darauf, wie er es überzählte, ſie ſah nur das Bildchen und machte ſich gleich daran, es an der Wand zu befeſtigen. Als es ſeinen Platz

gefunden, zog ſie die Kommodekäſten auf und wies ihm ihren kleinen Leinenſchatz. „Ich nähe jetzt bis in die Nacht,“ ſagte ſie und ſah ihn mit glücklichen Augen an; „ich denke mir, Deine Mutter iſt die Rechte und weiß, was gute Wäſche heißt im Haushalt. Grüße ſie mir nur, und den Vater, und ſchreibe bald, auch wie es wird mit Deinem Geſchäft.“

Sie hatte ſo bitterlich weinen müſſen, als er endlich gegangen war. Morgen wollte er fort mit der Poſt; ſie konnten ſich nicht noch einmal ſehen, denn ſie mußte zum Nähen, wie alle Tage. Sie ſchlief nicht einen Augenblick dieſe Nacht.

Und von da an kamen die vielen Nächte, die ſie durchweinte; zuerſt in der Qual des Wartens, dann in der Angſt, es könne ihm etwas zugeſtoßen ſein, und endlich weinte ſie nicht mehr, und das war noch ſchlimmer, da hielt der Argwohn ſie gepackt — er hatte nie geſchrieben.

Eines Tages trieb die Angſt ſie zu dem alten Schuhmacher, ſeinem Brodherrn, hinüber. Der ſaß in in der Werkſtatt und blickte verwundert dem ſeltſamen Beſuch entgegen.

„Ei, Luiſe, was denn in aller Welt?“ ſagte er.

Sie mußte ſich ſetzen, ſolch Herzklopfen erfaßte ſie.

„Ich wollte nur fragen, ob Sie nicht wiſſen, was aus dem Wilhelm Janſen geworden iſt, der im Sommer hier arbeitete?“ fragte ſie.

Das Geſicht des Alten ſah im ſelbigen Augen-

blick völlig entstellt aus von Aerger. „Was geht Sie denn der Lump an?“ erwiderte er schroff, „hat er Sie etwa auch angepumpt? Gelt, das war so Einer, der den Weibsleuten gefiel? Immer scherwenzeln und schöne Redensarten machen, wenn's nur Vortheil bringt. Wo wird er sein, der Spitzbube? Irgendwo in der Welt mit dem Frauenzimmer, wenn er sie nicht längst hat sitzen lassen — oder schon am Galgen, wo er von Gottes- und Rechtswegen hingehört.“

Sie saß da wie ein Wachsbild und regte sich nicht. Der Alte aber fuhr fort: „Gelogen und betrogen hat der Bursche mit treuherzigen Augen und lachendem Munde, — sollt' mich wundern, wenn er Ihnen nicht auch etwas abgeschwindelt hätte, er stand da ja oft genug bei Ihnen am Fenster. Na, beruhigen Sie sich nur, es ist Ihnen nicht allein so gegangen. Fragen Sie mal Weber Schmidts dort unten an der Kirche; denen hat er das einzige Mädel gestohlen — fort sind sie alle Beide auf Nimmerwiedersehen! Vermuthlich nach Amerika. — Die Leute, die sich die Finger wund geschunden haben, um das Kind groß zu ziehen, die mögen sehen, wie sie fertig werden mit sich auf ihre alten Tage. Wenn er Ihnen auch was genommen hat, Luischen, lassen Sie nur die Sache laufen, wiederkriegen thun Sie nichts und die Leute lachen höchstens darüber, daß Sie so dumm waren und ihm glaubten.“

Sie erhob sich und wankte hinaus und in ihre

Wohnung zurück. Sie konnte nicht mehr denken; sie legte sich wie betäubt auf ihr Bette, obgleich draußen hell die Wintersonne schien; und da blieb sie liegen den Rest des Tages und die Nacht. Am andern Morgen ging sie zum Nähen, viel langsamer als sonst; es war, als stützte sie sich noch schwerer auf die Krücke.

„Luise! Luise!“ rief der alte Nachbar und kam ihr nachgelaufen, „hören Sie, mir ist's doch recht im Kopf herum gegangen, — der Kerl hat Sie gewiß bestohlen? Meine Frau sagte, er habe sich einmal so angelegentlich erkundigt nach Ihrem Vermögen, er wußte daß Sie Geld hatten. Zeigen Sie es lieber an, man könnte ihn doch steckbrieflich verfolgen, Luischen.“

Sie schüttelte nur den Kopf und schritt stumm weiter. Das Geld! Was war das erbärmliche Geld! Für das Andere, was er ihr gestohlen — ihr Glück, ihr Herz, ihr Vertrauen zu der Menschheit — giebt's keine Richter, keine Steckbriefe.

Das ist lange her, fünfzehn Jahre!

Das Pochen drüben ist verstummt, sie fährt jäh in die Höhe und schaut nach der Uhr. Es ist schon Feierabend; sie hat lange in ihrer Vergangenheit geweilt. Eilig räumt sie das Leinenzeug zusammen und faßt nach ihrer Krücke, um aufzustehen. Da klopft es, und ein junges Mädchen steht auf der Schwelle, athemlos und roth erglüht.

„Guten Abend, Luiſe!“ ruft ſie luſtig in das dämmerige Zimmer hinein.

„Guten Abend, Fräulein Gretchen.“

„Siehſt du mir denn gar nichts an, Luiſe?“ fragt die Kleine. „Denke doch, Papa hat es endlich zugegeben, morgen kommt mein Bräutigam! Nun nähſt Du doch noch meine Ausſteuer, und bald, Luiſe.“

„Ich gratulire herzlich, Fräulein Gretchen; wie ſchön, daß es nun doch ſo weit iſt; Sie hatten ſo viel Kummer deßhalb.“

„Ach Gott, Luiſe, ich hätte es nicht überlebt!“ ſeufzt die kleine Braut.

Die lahme Luiſe ſenkt den Kopf und lächelt, und dabei ſind ihr die Thränen in die Augen getreten; aber das ſieht das glückliche Kind nicht.

„Du lachſt?“ ſchmollt ſie. „Na, Du kannſt es ja freilich nicht wiſſen, wie es iſt, wenn man Einen ſo furchtbar lieb hat, ſo zum Sterben lieb!“

Das Mädchen faßt raſch nach ſeiner Krücke, richtet ſich auf und nimmt ein Myrtenſtöckchen aus dem Fenſter. „Da, Fräulein Gretchen, den habe ich für Sie gezogen zum Kranz; werden Sie glücklich, recht glücklich! — Wann ſoll ich zum Nähen kommen?“

Großmütterchen.

Das hübsche Parterrezimmer — denn dem Großmütterlein werden die Treppen schon sauer — liegt gen Mittag. Seine Fenster sehen in den großen schattigen Garten; blüthenweiße Vorhänge zieren diese Fenster, und hinter den blinkenden Scheiben kannst du ein duftiges Tüllhäubchen mit lila Bandschleifen erblicken, das sitzt auf silberglänzendem Scheitel; eine große Brille kannst du ebenfalls sehen und zuweilen eine blasse Hand, die schiebt die Brille zurück auf das weiße Haar, und dann schaut ein altes Frauenantlitz in den Garten hinaus, voller Falten und Fältchen, aber mit einem Paar so guten, freundlichen Augen, herzgewinnend und milde — das liebe Antlitz einer Großmama, eines echten, rechten Großmütterleins.

Ja, was soll nur aus dem Hause werden, wenn das Großmütterlein einmal fehlt?

So denkt auch wohl der stattliche Mann, der eben in ihr trauliches Zimmer tritt, mit einem sorgenvollen Ausdruck im Gesichte. Er geht unruhig ein paar Mal auf und ab und blickt wie zerstreut auf die zahlreichen Familienportraits an den Wänden, und

vom Lehnſtuhl am Fenſter aus folgen ihm theilnehmend zwei alte Frauenaugen.

„Heinrich,“ fragt Großmütterlein ihren älteſten Sohn, in deſſen Hauſe ſie lebt, „was iſt Dir? Haſt Du Kummer, mein guter Junge? Was iſt's?“

Und der „gute Junge“, in deſſen dunklem Vollbart ſchon hie und da ein weißes Haar ſchimmert, kommt näher, ſetzt ſich dem Großmütterlein gegenüber und ſchüttet ſein Herz aus.

„Aengſtige Dich doch nicht,“ tröſtet die alte Frau, als er geendet, „das iſt ſo ſchlimm noch nicht, angenehm freilich auch gerade nicht, Heinz. Glaube mir, ich bin in noch ganz anderen Lagen geweſen — Dein Vater todt und Ihr ſechs Kinder alle unerzogen, Du noch auf dem Gymnaſium, dazu das große Gut, dem ich allein vorſtand, — Dein Vater wollte ja keinen Vormund“ — ſchaltet ſie ſtolz ein. „Da wurden mir zwei Hypotheken auf einmal gekündigt, und keine kleinen; das Geld war damals knapp. Tagelang bin ich umher gefahren von Einem zum Andern, bis ich endlich die Summen bekam. — Biſt Du denn ſchon bei Trewendt geweſen?“ fragt ſie nachſinnend.

Er ſchüttelte den Kopf. „Du weißt es wohl nicht, Mütterchen? Wir kamen in der landwirthſchaftlichen Verſammlung etwas hart an einander wegen der Pferdegeſchichte.“

„Ja, ja, ich weiß,“ nickte ſie, „aber das iſt doch kein Grund!“

„Nein, ich frage ihn nicht," ſagt er haſtig.

„So will ich es thun, Heinz, müßte ich doch meinen alten Trewendt nicht kennen?"

„Du wollteſt, liebes, gutes Mütterchen?" Und ſein Geſicht erhellt ſich zuſehends. Er weiß ja, der alten Frau Amtsrath ſchlägt Niemand etwas ab, am allerwenigſten der Jugendfreund.

„Freilich," lächelt ſie, „und nun will ich gleich ſchreiben an den Alten, öffne den Schreibtiſch, — ſo, und nun kannſt Du mich allein laſſen."

Großmütterlein iſt kaum fertig mit dem Briefe, da klinkt leiſe die Thüre, und ein hübſches Frauenantlitz ſchaut herein

„Nun, Minna?" fragt die alte Dame und drückt der Schwiegertochter die Hand, „gut, daß Du kommſt und nach mir ſiehſt!"

Die ſtattliche Hausfrau iſt ſichtlich alterirt.

„Ach, Großmama," beginnt ſie, ſich ſetzend, „wie gern wäre ich ſchon früher gekommen, aber Du weißt ja, man muß überall ſein im Hauſe, und mit der Elſe iſt ſchon gar nichts anzufangen ſeit dem — — Ach Gott, denke doch nur," klagte ſie, „der Aſſeſſor und die Elſe! Geſtern bei dem Gartenfeſte — ich habe wie auf Kohlen geſeſſen; wo ſie hinging, lief er ihr nach, und ich konnte doch nicht immer hinterher, ohne mich lächerlich zu machen. Schließlich ſtieg er noch gar in den Kahn, darin ſie mit Lieschen Schachmann ſaß, und ich ſtand am Ufer wie eine Henne,

die Enteneier ausgebrütet hat; alles verstohlene Winken und mit den Augen Zwinkern half mir nichts, sie gondelten ab, und Lieschen setzt sich ganz hinten in das Boot und läßt die Beiden allein am andern Ende, so recht dicht einander gegenüber."

Großmütterchen lacht. „Ich kann's ihm nicht verdenken, Minna, die Else ist ein Prachtmädchen."

„Aber, um Gotteswillen, was soll daraus werden!" Die Stimme klingt ganz gedämpft vor Angst.

„Was ist denn aus dem Heinz und Dir geworden, als Ihr damals auch mitsammen in der Gondel gesessen habt?" Die alte Frau blickt schalkhaft empor, und die noch immer hübsche Schwiegertochter wird roth, aber sie muß lächeln.

„Else ist noch so jung," wirft sie ein, „erst achtzehn Jahre —"

„Wie alt warst Du?" fragt Großmütterchen, ohne sich aus der Fassung bringen zu lassen.

„Ach!" ruft die stattliche Frau, „ich war auch vernünftiger! Das ist jetzt Alles so anders, es ist kein Ernst in den Mädchen von heutzutage und — und — es ist so schwer, sein Kind dem Ersten Besten zu geben," klingt es zögernd nach.

„Just achtzehn warst Du auch," sagt Großmütterchen, „und Deine Mutter hatte Dich auch lieb und gab Dich doch dem Ersten Besten."

„Ja, das war auch mein Heinrich, der mich wollte; aber der Assessor — —"

„Stammt von guter Art," tröſtet Großmütterchen, „und deine Elſe wird ſagen: Das iſt doch mein Aſſeſſor, der mich will."

„Ja doch — aber ach! Wenn man nur wüßte, ob's zu ihrem Glück!" klagt Frau Minna.

„Das weiß Gott allein," ſpricht die alte Frau ernſt; „ich hab's auch nicht gewußt, ob es zum Segen führte, als ich meine Töchter verheirathete; und als der Heinz Dich brachte, auch nicht. Ich habe nur die Hände gefaltet und gebetet: ‚Dein Wille geſchehe, Herr!' Dann ward ich ſtille."

Die hübſche Frau wiſcht ſich eine Thräne aus den Augen. „Haſt Recht, Großmama," ſagt ſie, „man muß nur zu Dir kommen, wenn man ein gutes Wort nöthig hat." Und ſie drückt einen herzlichen Kuß auf die weißen Haare.

„Die Kinder kommen gleich aus der Schule, Mamachen; ich will das Veſperbrot beſorgen." Und ſie geht.

Nun iſt es wieder einſam und ſtill im Gemach, nur der kleine gelbe Vogel im Bauer zwiſchert wie im Traume, die alte Alabaſteruhr geht ihren einförmigen Gang und die Stricknadeln klappern ſacht an einander. Dann ſinken die Hände in den Schooß und Großmütterchens Kopf auf die Schulter; ſie ſchläft ein bischen, nur ſo ein Nickerchen, bis der Kaffee kommt. Die Schatten der Lindenblätter draußen huſchen über ihr Antlitz; wie ſchläft ſie ſo ſüß, die alte Frau, wie das ſo friedlich iſt!

„Frau Räthin," ruft dann eine helle Stimme, „da bringe ich den Kaffee!"

Sie ist gleich wach; alte Leute schlafen so leise. „Danke, Hanne, danke!" sagt sie freundlich.

Das stämmige Dienstmädchen kommt näher. „Frau Räthin, da ist auch wieder Geld von meinem Lohn; wollen Sie's zu dem andern thun, was Sie mir aufheben? Danke auch vielmal!"

„Großmütterchen!" flüstert eine Stunde später der frische dreizehnjährige Enkelsohn in ihr Ohr, „Großmütterchen! Es sind Kunstreiter auf der Ochsenwiese —"

„Ei, sieh mal, das ist ja prächtig!" erwidert sie und strickt emsig, ohne ihn anzusehen, aber ein schelmisches Lächeln zieht um ihren Mund. Sie weiß ja längst, was er beabsichtigt.

„Großmama, hast Du schon einmal Kunstreiter gesehen?" fragt er, und die blauen Kinderaugen heften sich mit bittendem Ausdruck auf ihr Gesicht.

„Freilich! O, das ist wunderschön!"

Der kleine Bursch seufzt herzbeweglich.

„Ja, Du armes Kind," stimmt Großmutter bei, „Du mußt nun Schularbeiten machen."

„Ich habe sie schon fertig!" platzt er heraus, „ich kann auch schon das Gedicht von Schiller: ‚Zum Kampf der Wagen und Gesänge'." Er sagte es auf in entsetzlicher Eile, die Worte überstürzten sich.

Großmütterchen hat den grünseidenen Geldbeutel

aus der Taſche geholt und hält ihm ein blankes Fünfzigpfennigſtück hin.

„Ho!“ ſagt das Bürſchchen, zitternd vor Luſt. Er vergißt ſogar das Bedanken; wie der Wind iſt er zum Zimmer hinaus.

„Guten Tag, Mutter!“ Eine ſchlank gewachſene Frau iſt eingetreten in Straßentoilette; als ſie den Schleier zurücknimmt, ſieht Großmütterchen, daß ihr jüngſtes Töchterchen, die Frau Doktorin, geweint hat.

„Aber Helene, ſchon wieder in Thränen!“ klingt es vorwurfsvoll.

Die jugendliche Frau bricht wirklich in bitteres Weinen aus, ſetzt ſich auf das Bänkchen zu der Mutter Füßen und legt den Kopf in deren Schooß.

„Wenn ich Dich nicht hätte!“ ſpricht ſie faſt leidenſchaftlich.

„Das wird auch kommen,“ erwiderte die alte Frau, „und dann wird es mir noch auf meinem Sterbebette Kummer machen, daß ich ein ſo unvernünftiges Kind hier zurücklaſſen muß —.“

„Ach Mutter, ich kann es doch nicht ertragen — —“

„Was denn?“

„Er vernachläſſigt mich, — er hat mich nicht mehr lieb!“

„Beweiſt er das?“

„Ja! — Er iſt ſo brummig, ſo verſtimmt. Und weil ich das empfinde, hat er geſtern Abend erklärt, die Häuslichkeit mit einer ewigen Thränenweide von

Frau darin paßte ihm gar nicht, und dann ging er ins Kasino und sagte mir nicht einmal guten Abend."

„Sollte er das ohne allen Grund gethan haben?"

Die junge Frau fährt empor. „Du nimmst auch Partei für ihn?" ruft sie, „Du, Mama?"

Die alte Dame nickt. „Ja, Helene!"

„Wenn Du wüßtest, Mama, wie glücklich wir früher waren, noch vor Kurzem, -- aber jetzt! Nie mehr ein freundlich Wort; und wenn ich irgend einen Vorschlag mache, sagt er ‚dummes Zeug!' oder ‚Blödsinn!' oder ‚ich bin zu müde!' — Er thut mir keinen Gefallen mehr."

„Weil Du ihm keinen thust, Helene! Du willst, er soll mit Dir nach dem schweren Tagewerk noch in Theater und Konzerte gehen; — er hat das Bedürfniß zu ruhen; nun sitzest Du ihm mit der vorwurfsvollsten Miene gegenüber, spielst die unglückliche Frau, anstatt ihm ein freundlich Wort zu gönnen. — Höre einmal zu, Helene, wie es mir ergangen: Dein seliger Vater hatte im dritten Jahre unserer Ehe einmal eine Zeit, wo er ebenso schweigsam, ebenso ungesellig und finster war, wie Du mir Deinen Eduard schilderst. Ich habe mir den Kopf zerbrochen, ich habe ihn gefragt, was ihm fehle? habe ihm jeden Gefallen gethan — ich erfuhr nichts und es blieb beim Alten; er, der sonst so heiter, sprach bei Tische kein Wort; er, der sonst tausend Aufmerksamkeiten für mich gehabt, schien mich gar nicht zu bemerken. Wochenlang

ging das ſo; da ward ich ungeduldig und unfreundlich. Nun ſollte hier in der Stadt juſt ein Ball ſein, an dem wir, wie lange beſprochen war, theilnehmen wollten. Ich ſtand ſchon im feſtlichen Kleide, da erklärte mein guter Mann, er habe keine Luſt zu fahren, er ſei müde. Ich fing an zu weinen, zu flehen, zu bitten; zuerſt widerſtand er; ſchließlich, als ſei er der Scene überdrüſſig, entſchloß er ſich mitzugehen. Ich ſehe noch immer ſein merkwürdig blaſſes Geſicht und den müden Ausdruck, mit dem er im Ballſaal an der Thür lehnte. Es fiel mir erſt ſpäter wieder ein, vorläufig amüſirte ich mich herrlich. Als wir gegen Morgen zu Hauſe anlangten, klagte er über Kopfſchmerz; er mußte ſich legen und bekam ein ſchweres Fieber. Der Arzt ſagte, es habe ihm ſchon lange in den Gliedern geſteckt, ſei aber durch die nächtliche Fahrt und durch den raſchen Wechſel der Temperatur — vom heißen Saal in die kühle Morgenluft — noch verſchlimmert worden. Das waren Wochen der Angſt, die nun folgten, Helene, und für mich eine harte Lehre; nie wäre ich wieder ruhig geworden, wenn er damals geſtorben wäre."

Frau Helene ſitzt ganz ſtill. Nach einer Weile ſteht ſie auf und ergreift den Sonnenſchirm.

„Willſt Du ſchon fort, mein Kind?" fragt die alte Frau.

„Ja!" ſtottert ſie. „Ich — — es fällt mir centnerſchwer auf die Seele, — er ſah ſo blaß aus

heute früh und ich — habe ihn gar nicht gefragt, ob er unwohl? — adieu, Mama, meine liebe Mama!“

Die alte Dame nickt ihr freundlich zu: „Hat hoffentlich nichts auf ſich, Kind.“ — Und dann iſt die Tochter verſchwunden.

Nun ſitzt Großmütterchen ſtill für ſich allein; es iſt allmählich Abend geworden, die nimmermüden fleißigen Hände ruhen jetzt über dem Strickſtrumpf, die Sonne geht zur Rüſte, purpurroth ſendet ſie ihre letzten Strahlen in das Stübchen. Wie das alles aufglüht und blüht in dieſem Scheine, das alte Hausgeräth und die Bilder an der Wand! Roſiger friſcher Hauch liegt auf den Geſichtern, als wären ſie voll warmen Lebens; dort die Eltern, der treue ernſte Vater, die liebe Mutter. — Sie kennt noch ſo genau das Häubchen mit den blauen Schleifen und dem anmuthigen Frauenkopf, des Vaters Brillantnadel im gefälteten Buſenſtreif —. Welch herrliche Kinderzeit hat ſie verlebt, wie dankbar iſt die alte Frau noch heut für jene goldenen Tage in dem lieben alten lindenumſchatteten Vaterhauſe! Als ob es geſtern geweſen, ſo deutlich ſteht die ferne Zeit vor ihr, die große Wohnſtube, der runde Tiſch, des Vaters mildes Sprechen, der Mutter ſummendes Spinnrad, — ſogar Ami erſcheint in der Erinnerung ſchneeweiß mit gelben Flecken, der Liebling der Kinder.

Vorbei! Vorüber! Alles zu Staub geworden! Und ſie ein hochbetagtes Mütterlein. Aber ſie ſieht

nicht traurig aus, ihr Blick glänzt hell. — „Unſer Leben währet ſiebzig Jahre, und wenn es hoch kommt, ſo ſind es achtzig Jahre, und wenn es köſtlich geweſen iſt, ſo iſt es Mühe und Arbeit geweſen!“ flüſtert ſie. Und Großmütterchens Leben war köſtlich, das ſagt die gefurchte Stirn, das ſagt die gebeugte Geſtalt.

Und ein Stündlein weiter. In Großmütterleins Zimmer iſt kein Licht angezündet. Der Mond aber macht es ganz helle. Sie ſitzt noch immer am Fenſter, und neben ihr ſitzt jetzt ein junges Mädchen und flüſtert von Glück und Seligkeit.

„Großmama, Du mußt mir helfen!“ bitten leiſe die friſchen Lippen. „Nicht wahr, Großmama? Wer ſollte es ſonſt? — Du biſt ja auch jung geweſen, Du weißt auch, wie ſüß es iſt, wenn man Einen ſo von Herzen, von ganzem Herzen lieb hat. — Bitte für mich bei den Eltern, wenn er morgen zum Vater kommt!“

Und Großmütterlein legt die Hand auf den braunen Scheitel der Enkelin; ihre Gedanken flattern noch einmal weit, weit hinaus in die Vergangenheit. So blühten die Roſen, ſo rauſchte der Lindenbaum, als ſie ihrem Schatz Treue gelobt. —

„Großmama,“ flüſtert es wieder, „willſt Du?“

Da nickt ſie. „Ja, mein Herzenskind!“

„Ach, Großmama, wenn wir Dich nicht hätten!“ ſagt das junge Mädchen innig und küßt die welke Hand.

Nun ſchläft Alles im Hauſe, nur Großmütterlein wacht noch auf ihrem Lager und hört die Uhr ticken. Sie hat die Hände gefaltet, und auf den Lippen liegt noch das Nachtgebet; für ſich hat ſie nichts mehr zu erflehen, wohl aber für die Andern groß und klein: daß des Sohnes Geſchäft gedeihe, daß Friede ſei in den Häuſern ihrer Kinder, daß die Enkel fröhlich heranwachſen zur Freude der Eltern, daß des jungen Brautpaares Liebe eine ernſte, geheiligte ſei. O, wer weiß das Alles, was eine alte Großmama in ihrem treuen Sinnen bewegt?

Glücklich das Haus, in dem ein Großmütterlein wohnt!

Aus meinen vier Pfählen.

Die eigenen vier Pfähle! Ob es etwas Reizenderes, Beruhigenderes, Trauteres giebt, als das, was dieſe Worte beſagen? Der einzige Fleck auf der Welt, der mir ganz allein gehört, in dem ich Herr bin, ſei dieſes Herrſcherthum auch noch ſo klein; der Raum, über deſſen Schwelle die Mißgunſt, die Verachtung, der tauſendfache Aerger der Welt nicht folgen dürfen; in dem man ungeſehen weinen kann. — Gottlob, auch ich beſitze ſolch einen Raum.

Er iſt nicht groß, viel zu niedrig für moderne Anſprüche; aber ſeine Fenſter ſehen in den Garten, und über die Wipfel der zartblätterigen Birken hinweg ſchweift der Blick zu der Hügelkette hinüber, von deren höchſtem Punkt ein Kirchthurm hernieder ſieht. Dort geht Abends die Sonne unter und ſendet ihre Purpurſtrahlen in das Zimmer, daß die Wände und alles Geräth wie in Roſenlicht getaucht erſcheinen. Die Möbel ſind alt, ſie ſtammen zum Theil aus dem vorigen Jahrhundert, wie z. B. die eingelegte Kommode mit den Meſſingverzierungen und die Standuhr mit dem Metallzifferblatt und dem melancholiſchen Tick-Tack. Neu ſind nur das bequeme Sofa und verſchiedene

Fauteuils. Die Bilder, die alten Meißener Porcellanfiguren haben ſchon das Putzzimmer meiner Großeltern geſchmückt; faſt an jedes knüpft ſich eine Erinnerung, eine Geſchichte.

Ueber dem Schreibtiſch hängt ein Bild, ein Portrait; es iſt in Paſtellmalerei ausgeführt und zeigt ein liebes anziehendes Frauengeſicht. Unter gepudertem Haar ſchauen zwei große blaue Augen faſt ſcheu hervor, die feine gerade Naſe giebt dem Antlitz etwas Energiſches, der Mund aber mildert dies wieder; er iſt klein, ſchwellend und roth und an den Winkeln etwas herabgezogen, als ob es weinen wolle, das blonde Mädchen. Das iſt Dorothea Kornemann, die intime Freundin meiner Großeltern, die Pathe ihres älteſten Sohnes.

Sie ſchläft längſt den Schlummer der Todten auf dem kleinen Lenkwitzer Dorfkirchhofe, aber ihr Bild iſt noch heute der liebſte Schmuck meiner vier Pfähle, und von dieſem Bilde möchte ich erzählen.

Hart an dem Rahmen ſtehen einige Zeilen in verſchnörkelter krauſer Handſchrift, wie ſie der damaligen Zeit eigen war. Es iſt, als habe der Schreiberin die Hand gezittert. Der Spruch lautet:

Lenkwitz, im Oktober 1802.

Derjenige, deſſen Herz der Liebe Hohn ſpricht, verdient Mitleid, der zur Freundſchaft Unfähige aber unſere tiefſte Verachtung.

Zum Andenken an ihre treueſte Freundin

Dorothea Kornemann.

Mein Großvater las dieſe Zeilen nie, ohne ſich heimlich die Augen zu wiſchen; und meine Großmutter hing alljährlich am fünften Juni einen Roſenkranz über dem Bilde auf. Ich ſehe die beiden Alten noch an ſolch einem ſonnigen fünften Juni vor dem Bilde ſtehen; ſie hatten ſich an der Hand gefaßt, und dem alten Herrn, den der graugrüne Jägerrock noch immer ſo ſtattlich kleidete, liefen die klaren Thränen aus den Augen. Sie, die zierliche kleine Gattin, blickte mit ernſtem traurigem Ausdruck auf das Bild, und in den noch immer ſchönen, jetzt gefurchten Zügen ſtand eine tiefe, wenn auch thränenloſe Rührung zu leſen. So nahe wie der alte Herr ans Waſſer gebaut hatte, ſo ſelten weinte ſie; er war der weiche, nachgebende Theil, ſie die Entſchloſſene immer zum Handeln Bereite. Eine wunderſame Ehe, und doch eine ſo glückliche wie wenige.

Wen würde nicht die Neugier plagen, zu erfahren von einer ſo herzlichen Trauer, gezollt einer lang Verſtorbenen?

Als der alte Herr gegen Abend ſich rüſtete, um noch einen einſamen Gang in den Wald durch ſein Revier zu thun, da ſchlich ich hinter ihm her, und als er in die köſtliche Lärchenallee einbog, in der jeder Stamm von ihm ſelbſt gepflanzt, das heißt, unter ſeiner, des Oberförſters, Leitung gepflanzt, gehegt und gepflegt worden, ging ich plötzlich neben ihm, in feſten

Lederſtiefelchen, den Strohhut in der Hand und ein leichtes Tuch über den Schultern.

„Was willſt Du denn, Hexe?“ fragte er, „ich ſehe es Dir an, Du haſt etwas auf dem Rohre!“

„Du ſollſt mir eine Geſchichte erzählen, Großvater. — Weißt Du, von wem? Von Dorothea Kornemann.“

„Daß Dich! Dieſe Neugier —“ ſagte er verlegen.

„Ich erzähle es ja keinem wieder, Großvater!“

Der alte Herr ſah unter ſeinen weißen Haaren ganz roth aus. „Geh zurück!“ ſagte er dann ernſthaft.

„Ach Großväterchen!“

„Will erſt Anita fragen, Kind,“ klang es etwas weicher, indem er an der Mütze rückte, und raſcher vorwärts ſchritt. „Und dann wollen wir ſehen!“ rief er noch zurück.

Das war ſchon viel, aber noch nicht Alles, denn Anita, die Großmutter, liebte nicht neugierige Fragen. „Kinder müſſen nicht alles wiſſen,“ lautete einer ihrer Grundſätze. Nun war ich aber kein Kind mehr, ich zählte neunzehn Jahre, — alſo wer weiß!

So ging ich nach Hauſe. Auf dem Raſenplatz im Garten begoß eben ein Mädchen blendend weiße Wäſche; die alte Dame ſtand daneben. Es kam mir vor, als ob heute ein ungewöhnlich milder Schein auf ihrem Antlitz liege; es ſtand ihr gut. Die Großmutter mußte einmal eigenartig hübſch geweſen ſein.

Ihre braunen Augen ſchimmerten noch heute wie Sammet, das Haar lag noch in ſeltener Fülle über der ſchmalen Stirn, kaum hie und da von einem Silberfaden durchzogen. Sie hatte in ihrem ganzen Weſen etwas, was von der Art anderer Frauen abwich, beſonders in ihren Bewegungen; es lag trotz ihres hohen Alters eine ſeltene Anmuth über ihrem Thun. Nie habe ich Jemand zierlicher Thee eingießen, nie eleganter die Karten halten geſehen, als von ihr, mit dieſen kinderſchmalen Händen, die kaum eine Arbeitsſpur an ſich trugen, obgleich ſie nie müßig waren.

Die Großmutter ſtammte aus Genua; als ganz kleines Kind mit ihren Eltern nach Deutſchland gekommen, war ſie in Dresden groß geworden, wo der Vater ein recht beſcheidenes Brot als Maler genoß. Die Frau krankte vor Sehnſucht nach ihrer ſonnigen Heimath, und als ein fünftes Kind in der Wiege ſchrie, thaten ſich ihre Augen zu für immer. Da kam nach ein paar Jahren, während welcher Großmutter als Aelteſte ſich rechtſchaffen mit den kleinen Geſchwiſtern geplagt hatte, eine Stiefmutter in das Haus, und Anita, damals kaum achtzehnjährig, ging eine Stelle anzunehmen und lernte irgendwo und wie den Großvater kennen und wurde ſeine glückliche Frau.

Das war Alles, was ich von Großmutters Vergangenheit wußte — ſo alltäglich, ſo nüchtern wie möglich.

Ich war am Gartenzaun ſtehen geblieben und

ſah zu ihr hinüber; ſie hob den Blick und winkte und grüßte mit der Hand, achtete meiner aber weiter nicht. — Ich blieb nachdenklich auf meinem Stübchen, in das die Abendkühle durch die geöffneten Fenſter einzog; der Mond ſtand gleich einer ſchmalen goldenen Sichel am lichtblauen Himmel, im Hauſe war es ungewöhnlich ſtill heute. Vom Kirchthurm des Dorfes ſchlug es ſchon ſieben Uhr; wollte denn die Glocke noch immer nicht zum Abendeſſen läuten? — Dann klopfte es und mein Großvater kam über die Schwelle, hinter ihm das Stubenmädchen mit einem Glaſe Milch. Sie ſetzte es auf das Sofatiſchchen und verſchwand.

Der alte Herr ſtand vor mir und ſagte zwiſchen Ernſt und Scherz: „Du haſt Arreſt, Kind; die Großmutter meint nämlich, Du würdeſt lieber allein bleiben mit dem Buche hier, es wolle mit Sammlung geleſen ſein.“

Er legte bei dieſen Worten ein kleines, in verblichenen Sammet gebundenes Buch in meine Hand. „Du ſiehſt mich ganz verwundert an?“ fragte er, „Du wollteſt doch von ihr wiſſen — da innen ſteht's.“ Er ſtrich mir über das Haar und wandte ſich um. „Es iſt eine große Auszeichnung für Dich, daß die Großmutter Dir dieſes Buch anvertraut. Sei ihr dankbar dafür!“

An der Thür blieb er ſtehen. „Du weißt doch, daß Dorothea dort drüben wohnte?“ Er wies mit der Hand durch das Fenſter, wo im Abendlicht das

ſteile Dach des Lenkwitzer, meinem Oheim gehörigen Herrenhauſes hinter den Bäumen auftauchte. „Dort ſaß ſie als Herrin früh verwaiſt; ſie war fünfzehn Jahre alt, als der Vater ſtarb; ihre Mutter hatte ſie kaum gekannt. Meine Mutter lebte als Ehrendame bei ihr; ein großes Glück für die alte Frau bei der ſchmalen Wittwenpenſion. Dorothea hatte noch über das Grab hinaus für ſie geſorgt, ſie war ein außergewöhnliches Mädchen. Wie muſterhaft ſtand ſie der großen Wirthſchaft vor; als ſie ſtarb, hinterließ ſie alles in peinlichſter Ordnung. Ja, ja, ſo giebts nicht Viele!“

Er nickte ernſthaft mit dem greiſen Kopfe. „Der Heinrich,“ fügte er hinzu, „von dem die Rede iſt in dem Buche, bin ich.“

Dann war ich allein. Ich ſetzte mich an mein Nähtiſchchen und wandte im letzten Abendſcheine die Blätter um. Eine Geſchichte, ihre Geſchichte! Etwas Wahres, Erlebtes, dachte ich erregt.

Es waren nur abgebrochene Notizen, beinahe fand ich mich enttäuſcht. Aber als ich weiter las, da trat mir allmählich aus den kurzen Aufzeichnungen ein rührendes Menſchenſchickſal entgegen, ſo einfach und ſo traurig. Das liebe Mädchenbild kann ich noch heute nicht anſchauen, ohne daß mir die Augen feucht werden.

„Meiner lieben Dorothea zum Tage der Konfirmation von ihrer Pathin Julie von Stetten —“ war

als Widmung in das Buch geſchrieben. Und von derſelben Hand die köſtlichſten Verſe des Neuen Teſtamentes, 1. Korinther 13: „Wenn ich mit Menſchen- und mit Engelzungen redete — — —“

Lenkwitz, den 4. April 1796.

Heute ging ich zu meiner erſten Kommunion. Von allen Mitkonfirmanden waren die Eltern zugegen — Fiekchen Wiemann und ich ſtanden als Waiſen vor dem Altar. Es iſt recht ſchwer! Fiekchen weinte bitterlich; hätte ich nur auch gekonnt! Die Pathe ging nachher mit mir auf den Kirchhof an die Gräber; man hatte ſie heimlich geſchmückt. Aber was iſt ein Grab, ſo ein ſtummes, todtes? —

Nun folgten in Zwiſchenräumen von viertel, halben und ganzen Jahren ähnliche kurze Notizen. Da war eine Freundin geſtorben, der Vormund ſchwer erkrankt; eine Weihnachtsbeſcheerung für arme Kinder hatte ſtattgefunden; die Pathin war gefallen und gelähmt geblieben. „Wie gut,“ hatte die Schreiberin hinzugefügt, „daß ich ſie pflegen kann, und daß wir in unſerm Hauſe ſo kühle hohe Zimmer haben“ —.

Dann eine Klage, daß der Inſpektor des Gutes die Pferde ſo roh behandle; ſie hatte es vom Fenſter aus bemerkt, den Mann kommen laſſen und ihm Vorſtellungen gemacht. „Wenn der gute Vater das erlebt hätte!“ — Und wieder ſpäter ein Seufzer, daß gar ſo viel Beſuch komme, man könne ſich Sonntags

der Gäſte nicht erwehren, und am Neujahrsabend 1800 ſchreibt ſie:

Heinrich von Stetten iſt wieder abgereiſt; die Pathe weinte ſehr. Er iſt ja ihr einziger Sohn, und ſie ſieht ihn ſelten, ſeitdem er da oben in Preußen einen erkrankten Oberförſter vertritt. Seit zwei Jahren war er zum erſtenmale wieder bei ihr. Er hat in der Stube gewohnt, die er als Schüler und Student immer bekam; das nächſte Mal ſoll er das grüne Zimmer mit den Hirſchgeweihen haben, es paßt gut zu ſeiner ſchönen ſtattlichen Erſcheinung. Nach dem Eſſen, als die Pathin hinausgegangen war, trat er zu mir, — ich ſtand an dem Eckſpind und nahm eine Bouteille Franzwein heraus, um ſein Reiſefläſchchen zu füllen — und faßte nach meiner Hand. „Ich danke Ihnen herzlich, Dorchen," ſprach er, „für Alles, was Sie an meiner Mutter gethan haben und noch thun; daß ich ſie in in Ihrem Hauſe weiß, nimmt mir viel Sorge."

Ich ſah ihn ganz verdutzt an, denn wenn ich die Tante nicht hätte, ich wäre ſo ganz allein auf der Welt und in dem großen Hauſe. Ich ſagte es ihm auch. Er hatte feuchte Augen; er iſt ein guter Sohn, und gute Söhne ſind auch gute Menſchen.

Es war doch ein nettes Weihnachten, ſo ganz anders als die früheren. Heinrich hatte mir eine Bernſteinbroche geſchenkt. —

Im Mai desselben Jahres schreibt sie von einem Tabaksbeutel, den sie für Heinrich Stetten zum Geburtstage filirt habe, und von einem Briefe, den er ihr geschrieben als Dank. Und um Pfingsten 1801:

Heinrich ist hier, als wohlbestallter Oberförster; er wird binnen kurzem seine Stelle in Pommern antreten. Tante und ich haben Kränze gewunden und die Mamsell hat Kuchen backen und die ersten jungen Hähne schlachten müssen. Die Tante ist so glücklich und er sieht stolz und schön aus in seinem grünen Rock. Am ersten Feiertag hatten wir viel Besuch; ich war froh, als die Wagen wieder vom Hofe rollten. Der Mond schien so köstlich durch die offnen Fenster in das Zimmer, wo wir noch zu Vieren am Tische saßen; der Herr Pastor war geblieben und sprach mit der Tante, draußen flüsterten die Blätter und die Nachtigall schlug im Gestrüpp am Bache.

„Ihr solltet einen Gang ins Freie thun," meinte die Tante. — „Du hast Recht, Mutter," erwiederte er, „Kommen Sie, Dorchen!"

Wir gingen mitsammen im weißen Mondenschein durch die Wege des Gartens. Ich weiß nicht, ob es der betäubende Duft von dem Flieder war, der mir das Athmen benahm und das Herz so klopfen machte — keins von uns sprach ein Wort. Endlich brach ich das Schweigen; er solle mir erzählen von seiner neuen Heimath, bat ich; da begann er das Jägerhaus am Waldesrand zu schildern, daß ich es deutlich

vor mir zu ſehen meinte mit den Tauben, die über ſein Dach flogen, und den Hunden, die ſich auf der Sandſteintreppe vor der Hausthür ſonnten. Die Fenſter waren niedrig und klein, aber die Linde davor mächtig und ſchattenſpendend, und unter ihr eine Bank, groß genug, daß Zwei eng aneinander geſchmiegt dort ſitzen konnten.

„Nehmen Sie mir die Tante nicht!“ bat ich gepreßt.

„Die Mutter?“ fragte er und blieb ſtehen. „Ei Dorchen, was fällt Ihnen ein? Nein, ſo meinte ich das nicht.“ Er ſah dabei an mir vorüber und in die Ferne hinaus, und ein faſt übermüthiges glückliches Lächeln flog über ſein Geſicht. „Nein, ſo meinte ich es nicht!“ wiederholte er noch einmal halblaut.

Ich wußte nichts zu ſagen, mir ſchlug das Herz zum Zerſpringen. Auch er ſprach nicht mehr, er pfiff leiſe ein Liedchen im Weiterſchreiten. — Ein paar Leute vom Hofe gingen jenſeit der niedrigen Gartenmauer im grellen Mondenſchein; ſie ſtießen ſich an und das Mädchen flüſterte, als ſie uns erblickte. Ich hörte wie der Burſche ſagte: „Warum denn nicht? Sind Liebesleute, wie wir zwei, Fieken.“ — Ich kann mich kaum beſinnen, wie ich hier hinauf gekommen bin, ich habe zum erſten Male der Pathe nicht „gute Nacht“ geſagt. Ich weiß, ich werde in dieſer Nacht von einer Linde träumen, darunter eine kleine Bank ſteht. — —

Zwei Tage ſpäter. Heinrich iſt abgereiſt. Draußen regnet es. Die Tante hatte vorher noch ein langes Geſpräch in ihrem Zimmer mit dem Sohne; einmal war es mir, als klinge ihre Stimme nach verhaltenem Weinen. Als ich ſie beim Abendeſſen wiederſah, hatte ſie verſchwollene Augen und ihr Geſicht glühte vor Erregung. Heinrich, ſchon zur Abfahrt gerüſtet, ſprach wenig und blickte weder die Tante noch mich an. Ich konnte ihre in Thränen ſchwimmenden Augen nicht ſehen und ging hinaus unter irgend einem Vorwand. Später auf der dämmerigen Treppe gab er mir die Hand. „Lebewohl, Dorchen, auf Wiederſehen!“

Es klang ſo kalt. Was hatte ich mir nur eingebildet, das er mir noch ſagen würde?

Die Pathe nahm mich vorhin plötzlich in die Arme und küßte mich. „Du machſt ein trübes Geſicht, Dore; thut es Dir weh, daß er gegangen?“ fragte ſie. Ich konnte nicht antworten, ſo heiß quoll es mir im Halſe empor.

„Er getraut ſich nicht anzufragen,“ flüſterte ſie, „er iſt ein armer Schlucker — was könnte er Dir bieten?“

Ich ſah ſie an und ſchüttelte den Kopf. „Deßhalb?“ fragte ich athemlos.

„Freilich!“ nickte ſie.

O, der thörichte Menſch! Deßhalb? Deßhalb ließ er mich zurück ohne einen Hoffnungsſtrahl?

Im Juli 1801.

Wir sprechen nur noch von ihm, wenn wir mit unserer Arbeit unter den Bäumen im Garten sitzen; das heißt, die Tante wird nicht müde von ihm zu berichten, und ich höre schweigend zu, ich thue es so gern, all mein Denken ist ja bei ihm. Die Tante schreibt öfter als je an ihn. Vorgestern, als der Brief von Herrn Breitmann kam, worin er um meine Hand anhält, sah ich sie von meinem Erkerfensterchen aus bis tief in die Nacht am Schreibtisch sitzen. Sie blickt mich immer so beunruhigt an; o, sie kann getrost sein, mein Schicksal weiß ich, es heißt Heinrich.

Im August, zum Geburtstag der Mutter, will er kommen; wie wird die Zeit vergehen bis dahin? Ich bin neulich verstohlen bei dem Leinenschrank gewesen, in dem meine Mutter das Ausstattungsleinen für mich gesammelt. — Warum durfte sie es nicht erleben? Ich habe lange dagestanden und gedacht —; ach, was denkt man nicht Alles in solch seliger Zeit!

Noch vierzehn Tage, dann kommt er!

Die Tante hat den schönen schwarzseidenen Stoff aus der Kommode genommen, er soll zum Kleide für sie verarbeitet werden. Sie meint, ich müsse oft den himmelblauen Rock mit dem Spitzenvolant anziehen, sie sähe mich gern darin. Ich lasse sie sorgen dafür, ich habe so viel Anderes zu denken. Es wird schön sein, wenn Lenkwitz wieder einen Herrn hat, einen so braven, stattlichen. Mein liebes Lenkwitz wird

nicht länger verwaiſt ſein, und ſeine Herrin nicht — es iſt ein Glück, nicht zu faſſen! Wie habe ich nur leben können früher, ohne dieſe Gewißheit?

Am 2. Auguſt.

Morgen kommt er! Mich treibt die Unruhe durch Haus und Garten, wäre die Nacht erſt vorbei! Ich glaube, es iſt zu viel Glück, es kommt Etwas, damit ich nicht übermüthig werde.

Am 31. Oktober 1802.

Sie ſind abgereiſt, die Lichter im Hauſe verlöſcht. Tante ſitzt ſtill in ihrem Zimmer; ſie ſpricht kaum mit mir, ſie kann es mir noch nicht verzeihen, daß heute vor dem Altare unſerer Kirche eine Andere neben ihrem Heinrich geſtanden hat, als ich. Hochmüthig, ſtolz hat ſie mich genannt. Wenn ſie wüßte, wie es in mir ausſieht ſeit jenem Tage, wie es heute ausſieht!

Aber er iſt glücklich. Ich hätte es in ſeinen Zügen geleſen, auch wenn er es nicht ausgeſprochen.

Heinrich kam, es war ſchon in der Dämmerung des Auguſtabends. Ich ſaß in meinem Erkerzimmerchen und wartete auf ihn. Ich will es ehrlich hier niederſchreiben — es iſt ein Tagebuch wie eine Art Beichte — wenn man ſpäter Alles ſo deutlich und klar überlieſt, dann findet man gar manche Thorheit, ſieht man ein, mit welch rieſengroßen Phantomen man gekämpft hat, wie ſtark die Macht der Einbildung iſt.

— Ich wartete mit fieberhafter Spannung, mit einem traumhaften Bewußtſein von Seligkeit.

Er war im Zimmer der Mutter, ich wußte es. Jede Minute ſpann ſich ins Endloſe. Ich hielt es nicht länger in der Stube aus und wollte hinunter ins Freie. Im Gartenſaal, den ich durchſchreiten mußte, feſſelte mich das Bild der Mutter, von einem Mondesſtrahl beleuchtet. In dem Gefühl meines großen, großen Glückes trat ich davor, unwillkürlich falteten ſich meine Hände. Da klang eine Stimme durch das offene Fenſter neben mir, die Stimme der Tante:

„Und bedenke doch, Heinrich," ſagte ſie gedämpft, „zu welch großer Dankbarkeit Du ihr verpflichtet biſt. Wenn ich dieſe Zuflucht nicht gefunden, ſo hätteſt Du das theure Studium nie machen können."

„Ja, ja!" erwiederte er tonlos.

Sie waren die Treppe der kleinen Terraſſe heraufgekommen und ſtanden nun, nur durch das Fenſter getrennt, neben mir.

„Du wirſt es mir noch einmal danken, Heinrich," fuhr die Tante leiſe fort; „die Jugend iſt gewohnt, über materielle Dinge geringſchätzig zu urteilen. In ein paar Jahren ſiehſt Du ein, wie gut es ſich in einem geſicherten Beſitz hauſen läßt neben einer lieben, verſtändigen Frau. Wenn Du Deinem Brauſekopf folgen wollteſt, dann ſäßeſt Du eines Tages auf Deiner mageren Oberförſterſtelle mit einer unzufriedenen Frau und einer Schaar heranwachſender Kinder,

ſelbſt ein unzufriedener Mann. Glaube mir, die Schönheit vergeht, und wenn die Sorge in die Thüre tritt, fliegt die Liebe zum Fenſter hinaus."

„Meinſt Du?" fragte er bitter.

„Ja! Und nun mach' es kurz, Heinrich! Das liebe Mädchen ſitzt dort oben mit klopfendem Herzchen und wartet Dein."

„Heute nicht, Mutter," klang es feſt.

„Heinrich!" bat die Tante, „Du mußt!"

„Iſt es denn ſo eilig, drei Menſchen unglücklich zu machen?"

„Schäme Dich! Du brichſt kein gegebens Wort, Deine Kourmacherei mit der Kleinen verpflichtet Dich zu nichts."

„Einen Ring hat ſie freilich nicht von mir, das iſt richtig," klang es mit geſteigerter Bitterkeit.

„Ich will Dein Beſtes, Heinz!"

„Natürlich! Du haſt auch gewiß Recht, Du biſt eine beſorgte gütige Mutter und haſt mir wahrhaftig nichts Schlechtes auserſehen."

Ich konnte aus dem Tonfall nicht heraushören, ob's im Scherz oder Ernſt gemeint war.

„Nein, wahrhaftig nicht!" betheuerte die Mutter. „Um Deinetwegen und meinetwegen ſtoße das große Glück nicht von Dir, das ſich Dir bietet. Geh hinauf, Heinrich, Du weißt nicht, wie lieb ſie Dich hat."

Sie entfernten ſich vom Fenſter, ich fand Zeit, aus dem Gartenſaal zu entfliehen und mein Zimmer

aufzusuchen. Dort drehte ich den Schlüssel der Thüre um und saß im Dunkeln, lange Zeit. Der erste klare Gedanke, den ich zu fassen vermochte war: es muß ihm ein „Nein!“ von mir erspart bleiben! Aber zu spät, er klopfte schon. Mit festen Schritten ging ich hin und öffnete.

Heinrich stand vor mir. „Darf ich eintreten?“ fragte er.

Es ist merkwürdig, wie ein fester Wille den Körper zu beherrschen vermag, den Mund zum Lächeln zwingt, die Stimme, die fast versagen will, hell und fest erklingen läßt. „Guten Abend, Heinrich! Ich bin eine schlechte Wirthin, nicht wahr? Anstatt Sie zu begrüßen, versäume ich mich hier oben. Seien Sie mir nicht böse!“

Er murmelte irgend etwas und hielt noch immer meine Hand.

„Wir wollen gleich in das Speisezimmer, Heinrich, kommen Sie!“

„Darf ich zuvor ein paar Worte mit Ihnen reden?“ stieß er gepreßt hervor.

„O, gewiß! Setzen Sie sich, ich werde Licht anzünden.“

„Lassen Sie es,“ sagte er hastig.

„Nun gut, Heinrich, aber ich habe auch mit Ihnen zu reden. Darf ich zuerst?“ — Er machte eine bejahende Bewegung. „Ich möchte Sie bitten, bei Ihrer Mutter ein gutes Wort für mich einzulegen —.“

„Wieso?“

„Daß ſie bei mir bleiben ſoll bis an ihr Lebensende. Um Ihnen dieſen Wunſch verſtändlich zu machen, muß ich Ihnen ein Geheimniß berichten, Heinrich. Sehen Sie, ich werde mich nie verheirathen, weil — weil — nun weil ich eine Neigung habe, von der ich weiß, daß Sie nicht erwiedert wird. Wer es iſt? Wie es kam? Ich kann es Ihnen nicht ſagen; genug, ich werde — — Nun quält mich der Gedanke. Sie könnten eines Tages die Mutter für ſich beanſpruchen und ich müßte allein bleiben.“

Er ſprach keine Silbe, aber in dem blaſſen Mondenlicht ſah ich ſeine Augen groß und forſchend auf mich gerichtet. O, meine Maske mußte gut geweſen ſein, denn nun kam es über ſeine Lippen wie ein Strom, das Bekenntniß, daß er eine Andere liebe.

In dem einſamen Forſthauſe in Littauen hatten ſie ſich kennen gelernt; ſie lebte dort als Geſellſchafterin der kränkelnden Hausfrau. Er kannte kein anderes Glück, als ſie die Seine zu nennen. „Dorchen,“ ſagte er athemlos, „auch ich habe eine Bitte, helfen Sie mir, der Mutter Einwilligung zu erringen! Sie will das arme, unbekannte Mädchen nicht als Tochter ſehen, und ich kann den Gedanken nicht ertragen, daß Anita, in Ungewißheit und Sorge ſchwebend, ein kummervolles Leben verbringt. Sie trägt ſchwer an ihrem Daſein. O Dorchen, Sie ſollten das Mädchen kennen, Sie würden es begreifen, daß ich nicht von ihr laſſen kann. Das wollte ich Ihnen ſagen, deßhalb klopfte ich an ihre Thür.“

„Wo iſt ſie?“ fragte ich.

„In Dresden, in ihres Vaters Hauſe, vorübergehend. Sie ſucht eine neue Stellung.“

„Schreiben Sie ihr, Heinrich, ob ſie zu mir kommen will — als Freundin, bis — bis ſie mit Ihnen geht.“

„Dorchen!“ ſagte er leiſe; aber in dem einen Wort lag eine ganze Welt voll Glück.

„Und Ihre Mutter, Heinrich?“

„O, wie gern wird ſie hier bleiben, wenn ſie Ihnen nützt!“

„Ich danke Ihnen, Heinrich!“

Er ſprang auf, und in ſeinem Jubelrauſche küßte er mich auf die Stirn. Ich will ſchreiben, Dorchen, und haben Sie Dank, innigen Dank!“

Und nun war ich allein. Betäubt lag mein Kopf an der Lehne des hohen Seſſels. Wie dunkel ſind Gottes Wege!

Dann that ſich die Thüre auf und weinend kam die Tante herein. Falſch ſei ich geweſen, gelogen habe ich mit ehrlichen Augen und heuchleriſchem Erröthen; gethan habe ich, als ob ich Heinrich liebe, und nun ſei das Alles Verſtellung geweſen und ich liebe einen Andern! Ich vermochte nichts zu erwiedern, mit meiner Kraft war es vorbei; ein Schwindel ergriff mich, dann wußte ich nichts mehr.

Als ich erwachte, war es heller Morgen und das Zimmer duftete ſtark nach kölniſchem Waſſer. Die Tante ſaß am Bette, kalt und ſtreng. Wie hart iſt doch oft

der Menſch, wenn ihm ein Lieblingswunſch verſagt bleibt; aber ſie hatte ein Recht, mich für falſch zu halten.

„Oeffnen Sie ein Fenſter," bat ich.

Sie that es, und da ſcholl vom Garten herauf Heinrich's luſtiges Pfeifen, wie ſonſt ſo oft, und wie wir es lange nicht mehr gehört. Er dachte wohl an ſein fernes Lieb —

Ich barg den Kopf in die Kiſſen, und die erſten ſchweren Thränen floſſen brennend aus meinen Augen — —

Und Anita kam. Ja, ich begriff den Heinrich; ich ſchämte mich von Neuem, daß ich je geglaubt, er könne mich bemerkt haben. Durch die Zimmer trippelte es zierlich wie eine Bachſtelze, eine klare Stimme ſprach mit unendlichem Wohlklang, zwei ernſte braune, von langen Wimpern umſchattete Augen leuchteten aus einem ſüßen Mädchengeſicht.

Einige Wochen vor der Hochzeit ſtarb der hieſige Oberförſter. Heinrich bewarb ſich um die Stelle und erhielt ſie. Welch eine Freude für Anita, ſelbſt die Mutter lächelte zum erſten Male wieder. Glückſelig haben ſie ſich ihr kleines Heim eingerichtet; einmal war auch ich mit drüben. Tauſendfach gönne ich ihnen ihr Glück, und dennoch that es mir ſo weh. Anita ward es gewahr; ſie bat mich nicht mehr, mitzukommen.

Und nun iſt es geſchehen, ſie ſind vereinigt für das Leben.

Heute früh verließen mich die Kräfte plötzlich;

als ich mich zur Hochzeit ſchmücken wollte, faßte mich der alte Schwindel und machte mich unfähig aufrecht zu ſein.

Mit beſorgter Miene kamen ſie an mein Lager, ehe ſie zur Trauung gingen. Anita bog ſich herab zu mir. „Werde bald wieder geſund, Dorothea,“ flüſterte ſie, „und möge der liebe Gott Dein Geſchick ebenſo gnädig führen wie meines. Sei nicht böſe, Dorothea; Heinrich hat es mir verrathen, Du krankteſt am Herzen. Möge ein Tag kommen, der Dich mit Deinem Geliebten zuſammenführt, wie heute Heinrich und mich. Gott ſegne Dich für alles, was Du an uns gethan.“

Sie drückte mir die Hand und ging. Dem Himmel ſei Dank, ſie ahnen nicht, wie ich zurückblieb! Und nun ſind ſie Mann und Weib.

Sie wünſchten mir noch einmal Geſundheit und Glück, und Heinrich ſagte: „Wenn Sie wieder hinausdürfen, Dorchen, dann trage ich Sie auf meinen Armen in das Forſthaus hinüber.“ — Ich fühle mich ſo krank und ſchwach im Herzen.

Den 29. November 1803. Heute brachte mir Anita ihr Kind; das kleine Weſen lag friedlich ſchlafend unter dem blauen Schleier. Meine Arme waren ſo ſchwach, ich konnte die leichte Laſt kaum halten. Und jetzt möchte ich leben — um des Kindes willen. Ich liebe es, als wäre es mein eigenes.

Ich habe mein Teſtament gemacht. Lenkwitz wird

einſt dem Kleinen gehören. Bei dieſem Gedanken wird es mir leichter werden, zu gehen. —

Das war das Letzte von ihrer Hand. Eine Andere hatte darunter geſchrieben: „Sie ſtarb am 5. Juni 1807. Sie war ein edles Herz.“

Das kleine Buch war meinen Händen entſunken. Ich ſah hinüber zu dem hohen Dache, auf deſſen Firſt das letzte Abendroth verglomm, lange Zeit. Dann klang die Thüre leiſe. Meine Großmutter war eingetreten; ſie trug Hut und Tuch und eine kleine Gießkanne am Arm. „Willſt Du mitkommen?“ fragte ſie.

Ich nickte. Wir gingen mit einander nach dem ſtillen Dorfkirchhofe. Als die Großmutter ihren Kranz niedergelegt hatte auf den epheubewachſenen Hügel, bemerkte ich ein paar klare Tropfen auf ihren Wangen, die erſten und einzigen, die ich je bei ihr geſehen.

Dann ſaßen wir lange und ſchweigend auf dem Bänkchen, bis der Großvater den Weg herauf kam. Arm in Arm ſtanden die alten Leute noch dort, und Arm in Arm gingen ſie vom Kirchhofe.

Neben Dorothea ruhen jetzt ſchon längſt die Beiden, deren Glück ſie ſchuf. In der Oberförſterei wohnen andere Leute, aber alljährlich, wenn ich in Lenkwitz bin, bei meinem Onkel, der Großeltern älteſtem Sohne, trage ich Blumen auf die Gräber und jeden fünften Juni hänge ich einen Kranz über das Paſtellbild in meinen vier Pfählen.

Verlag von Ernſt Keil's Nachfolger in Leipzig.

Hermann Schmid's
Geſammelte Schriften.

Volks- und Familienausgabe.

Novellen und Erzählungen.

2. Auflage. 50 Bände in 108 Heften à 30 Pfg.

Band I. **Tannengrün.** Inhalt: Die Huberbäuerin. — Unverhofft. — Der Schütz von der Pertiſau.

Band II. **Am Kamin.** Inhalt: Der Jägerwirth von München. — Das Todten-Geſicht.

Band III. **Erzſtufen.** Inhalt: Mohrenfranzel. — Die Goldſucher.

Band IV und V. **Das Schwalberl.** Ein Bauernroman aus dem oberbairiſchen Gebirg. 2 Bände.

Band VI und VII. **Mein Eden.** Eine Münchener Geſchichte aus den Zeiten Karl Theodors. 2 Bände.

Band VIII. **Alte und neue Geſchichten aus Baiern.** 1. Band. Inhalt: Der Greis. — Eigner Herd. — Ein treuer Mann.

Band IX. **Der bairiſche Hieſel.** Volkserzählung aus Baiern.

Band X—XIII. **Der Kanzler von Tirol.** Geſchichtlicher Roman. 4 Bde.

Band XIV. **Alte und neue Geſchichten aus Baiern.** 2. Band. Inhalt: Der Dommeiſter von Regensburg. — Das Bombardement von Schärding.

Band XV. **Alte und neue Geſchichten aus Baiern.** 3. Band. Inhalt: Der Kranz am Marterl'. — Der Dorfcaplan.

Band XVI. **Alte und neue Geſchichten aus Baiern.** 4. Band. Inhalt: Sanct Barthelmä. — Die Geſchiedenen.

Band XVII. **Der Habermeiſter.** Ein Volksbild aus den bairiſchen Bergen.

Band XVIII. **Alte und neue Geſchichten aus Baiern.** 5. Band. Inhalt: Die Brautſchau. — Die Unſterblichen.

Band XIX. **Süden und Norden.** Eine bairiſche Dorfgeſchichte von 1866.

Band XX. **Almenrauſch und Edelweiß.** Erzählung aus dem bairiſchen Hochgebirge.

Band XXI–XXIII. **Friedel und Oswald.** Roman aus der Tiroler Geſchichte. 3 Bände.

Band XXIV–XXV. **Im Morgenroth.** Eine Münchener Geſchichte aus der Zeit Max Joſephs des Dritten. 2 Bände.

Band XXVI. **Alte und neue Geſchichten aus Baiern.** 6. Band. Inhalt: Das Wichtel. — Blut um Blut. — Der Vampyr.

Band XXVII. **Alte und neue Geſchichten aus Baiern.** 7. Band. Inhalt: Der Holzgraf. — Die Venediger.

Band XXVIII. **Die Gaſſelbuben.** Geſchichte aus den bairiſchen Vorbergen.

Band XXIX. **Das Münchener Kindeln.** Erzählung aus der Zeit des Kurfürſten Ferdinand Maria.

Band XXX. **Der Bergwirth.** Geſchichte aus den bairiſchen Bergen.

Band XXXI. **Die Zuwider-Wurzen.** Geſchichte aus den bairiſchen Bergen.

Band XXXII. **Der Loder.** Geſchichte aus den bairiſchen Bergen.

Band XXXIII–XXXIV. **Die Bauernrebell.** Roman aus der Tiroler Geſchichte. 2 Bände.

Band XXXV. **Alte und neue Geſchichten aus Baiern.** 8. Band. Inhalt: Die Geſchichte vom Spötterl. — Im Himmelmoos.

Band XXXVI—XL. **Mütze und Krone.** Roman. 5 Bände.

Band XLI. **Hund und Katz'.** Eine Geſchichte aus dem bairiſchen Oberlande.

Band XLII—XLVI. **Concordia.** Eine deutſche Kaiſergeſchichte aus Baiern. 5 Bände.

Band XLVII. **Aufg'ſetzt.** Eine bairiſche Bauerngeſchichte.

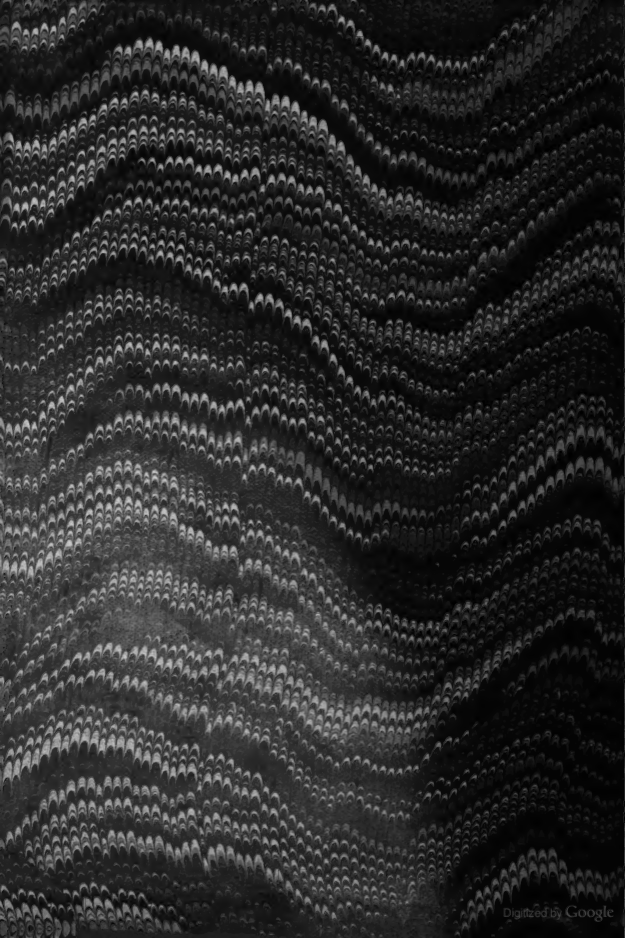
Band XLVIII. **Ledige Kinder.** Erzählung aus dem oberbairiſchen Gebirg.

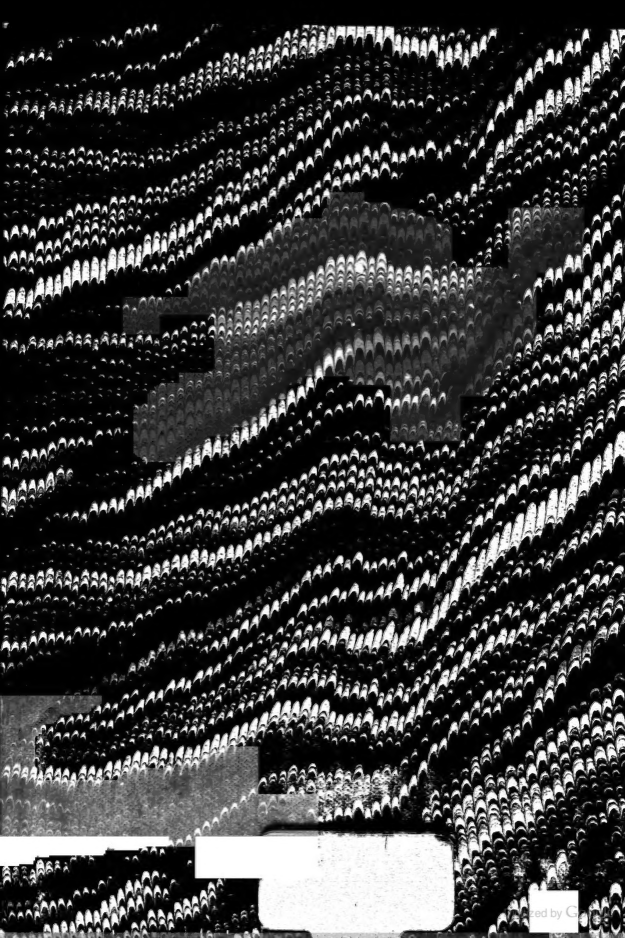
Band IL—L. **Die Türken in München.** Roman. 2 Bände.

Hermann Schmid iſt längſt ein Lieblingsſchriftſteller des deutſchen Volkes geworden — im Süden wie im Norden haben die Erzählungen aus den bairiſchen Bergen, ſeiner Heimath, ſowohl, als die mit geſchichtlichem Hintergrunde, wegen ihrer ſpannenden, eigenthümlichen Stoffe und wegen der bei aller Einfachheit kunſtvollen Form gleichmäßig großen Beifall gefunden und ſich insbeſondere durch ihren gemüthvollen, durchaus reinen Inhalt das Bürgerrecht in der Familie erworben.

Digitized by Google

Digitized by Google


Digitized by Google



Digitized by Google